

Dirk Stederoth

# Die Grille

2009-2020



# Inhalt

Vorrede .....	6
2009 .....	7
Imbiss .....	8
Uferpromenaden .....	9
Sommerloch .....	10
Erntedank.....	11
Tomaten) .....	12
Fett .....	13
Kalorien .....	14
2010 .....	15
Information .....	16
Lichtung.....	17
LichtKunst.....	18
LichtEnergie .....	19
LichtSchatten .....	20
Am Anfang.....	21
Technik .....	22
Straßenbahn.....	23
Steuern .....	24
Stil .....	25
2011 .....	26
Huhn .....	27
(Tier-)Fotografie .....	28
(Rest)Risiko .....	29
Rosen.....	30
Glaubwürdigkeit.....	31
Räder .....	32
Schulden .....	33
Archivieren.....	34
Flanieren .....	35
Zahlen.....	36
2012 .....	37
Sonnenenergie .....	38

Spiritualität .....	39
Urheberrecht.....	40
D13.....	41
Freies Thema.....	42
Hessenforst.....	43
Verfall der dt. Esskultur.....	44
Verpackung.....	45
Neujahrsansprache.....	46
2013.....	47
Spenden.....	48
Ehrenamt .....	49
Stadtmusik.....	50
Camping .....	51
Bücher.....	52
Titel .....	53
Jugendkult .....	54
Vernunft [im Glas] .....	55
Tod .....	56
Eine Mär über drei Brüder.....	57
2014.....	58
Stifter .....	59
Minimalismus .....	60
Jubiläum.....	61
Staub .....	62
Fußball.....	63
Elektromobilität.....	64
Kunst und Kommerz .....	65
Apfel .....	66
PopArt.....	67
Rückblick und Vorsatz.....	68
2015.....	69
Solidarität .....	70
Fragen.....	71
Nostalgie.....	72
Bauen .....	73

Todsünden.....	74
Themenstraßen .....	75
Museum .....	76
Film.....	77
Flucht.....	78
66 .....	79
2016.....	80
Industrie 4.0 .....	81
Humor.....	82
Prominent .....	83
Grillen .....	84
Haustiere .....	85
Illusion .....	86
Extremsport–Aktionskunst .....	87
Lehrer .....	88
Engagement .....	89
Kulturfördertraum .....	90
2017.....	91
Kunstvermittlung .....	92
Reformation .....	93
Wunder .....	94
Singen.....	95
Von Athen lernen .....	96
Wandel .....	97
Insekten .....	98
Weltmusik .....	99
Kulturhauptstadt.....	100
Buddha.....	101
2018.....	102
#MeToo.....	103
Größenwahn.....	104
Umbau .....	105
Aufbruch.....	106
Klima .....	107
Wagner.....	108

Nacht und Nebel .....	109
Aberglaube .....	110
Grundlagenforschung.....	111
2019 .....	112
Zensur.....	113
Opfer .....	114
Eltern .....	115
Bauhaus .....	116
Terror .....	117
Wein.....	118
Jagd .....	119
Retro .....	120
Fantasie .....	121
2020 .....	122
Freiheit.....	123
Telefon.....	124

# Vorrede

...

2009

# Imbiss

Wer denkt heute schon noch an uns zarte Wesen, die keiner sieht und doch jeder zu vernehmen sich nicht erwehren kann. Klar, viele erinnern sich noch an den überzogenen Moralapostel Jiminy aus Disneys Remake des Collodi-Klassikers „Pinocchio“, der mit seinem allzeit erhobenen Zeigefinger weder uns Grillen noch der Vorlage gerecht wurde, aber wohl gerade deshalb die Herzen vieler Eltern mit Leichtigkeit erobern konnte. Ansonsten werden wir höchstens alljährlich zum Gesprächsthema, wenn wir wieder einmal den herrlichen Sommerabend – gerade dann, wenn’s am Schönsten ist – mit unserem beißenden Zirpen durchkreuzen und der Gartenfernseher zwei Stufen lauter gestellt werden muss. Aber mal ehrlich, haben Sie nicht auch beim Lesen der Überschrift dieser Kolumne sofort daran gedacht, dass hier wieder einmal der falsche Plural desjenigen Wortes gebraucht wurde, das man mit dem Wort „Grillen“ mittlerweile ungebremst assoziiert: den „Grill“. Nein, ich meine natürlich nicht die Kleinstkrebse, von denen sich die possierlichen Wale zumeist ernähren und die mit „K“ statt mit „G“ geschrieben werden, sondern diejenigen Gerätschaften, die allabendlich im Sommer die Vorgärten zieren und mit allerlei stechenden Gerüchen aufwarten. Grillen – oder salonfähig gesagt: das Barbecue – hat Konjunktur, ist es doch die archaischste Form der Zubereitung von Speisen. Ein Beweis mehr, dass der Kulturfortschritt immer auch seine regressiven Momente in sich trägt. Aber nicht nur das kennzeichnet den kulinarischen Fortschritt unserer Zeit – er ist auch im hohen Maße selektiv (was im Darwin-Jahr kaum noch einer Erklärung bedarf): Es sei hier nicht wohlfeil in das Horn der McDonalds-Verächter geblasen, jedoch ist es kaum übersehbar, dass ein ganzes Öko-System kulinarischer Kultur momentan vom Aussterben bedroht ist: der klassische Grill. Es bedarf dringend einer Artenschutzinitiative für den gemeinen rot-weiß-gefleckten Kartoffelwurm, für den trockenverbrannten braun-schwarzen Haxenspieß sowie für die fettgebratene Panier-Schnitzel-Flunder. Menschliche Profitgier vernichtet fortschreitend mit standardisierten Doppel-Whopper-Höllern die Lebensräume dieser lieb gewonnenen Gaumenfreunde. Brauchte es wirklich erst einen Dittsche, um auf diese evolutionäre Sackgasse vom klassischen Gyros mit Pommes zur Allerwelts-Dönertasche, vom traditionellen Vollfett-Gockel zu den demenzportionierten Chicken Nuggets aufmerksam zu machen? Wie dem auch sei – etwas ist trotzdem nicht direkt vom Aussterben bedroht: Grillen (und? – war sie da nicht wieder, die angesprochene Assoziation?).



# Uferpromenaden

Ufer – vor allem neue – zu beschreiten, sie entwerfen und gestalten, ist ein durchaus wünschenswertes Unterfangen, eine zutiefst menschliche Eigenschaft gar, wenn man bedenkt, dass Grenzen zu setzen und zu überschreiten ein wesentliches Kennzeichen menschlicher Geistestätigkeit ist. Kein Wunder also, dass die abendländische Kultur an der Küste Ioniens einen ihrer Hauptentstehungsorte hatte und etwa die Sätze Heraklits, dass alles im Fluss sei und man niemals zweimal in denselben steigen könne, sicherlich einem gepflegten Fluss-Promenieren zu danken sind. Gerade in Zeiten, in denen Krisen ins Uferlose auszuwachsen drohen und allenthalben seichte Nebenkanäle mit gefräßigen Piranha-Schwärmen sich bilden und vom Hauptstrom abkapseln, wären solche promenierenden Ufer-Grenzerfahrungen sicherlich nötiger denn je, schärfen sie doch den Blick auf das Wesentliche und geben die Möglichkeit, sich mit oder wider dem Strom zu bewegen, ohne gleich von ihm erfasst zu werden.

Eine kulturelle Chance sind Uferpromenaden also ganz gewiss, wäre da nicht die unsägliche Unfähigkeit, sie zu nutzen. Mal ganz konkret: Man nehme einen X-beliebigen Sommersonnentag an einer Uferpromenade, wo graue und rote Katzen sich „Gute Nacht“ sagen. Es offenbart sich einem ein flirrendes Getümmel von wildgewordenen Wochenend-Bikern in funktionsstandardisierten Kaffeeröster-non-food-Uniformen, stichstockbewaffneten Hetzwanderern, die ihre misslungenen Trennkost-Diäten mechanisch unterfüttern wollen, gewichtigen und schweißschleudernden Vollwert-Athleten mit begrenzter Halbwertzeit sowie kampfzerbissenen Freilauf-Hunden mit testosterongepeitschten Spieltrieben – kurzum: ein Panorama, bei dem einem Hören und Sehen und ein gepflegtes Promenieren sowieso vergeht. Kulturschöpfend sind solche Freizeit-Autobahnen sicher nicht, regen sie doch weniger an als auf und vertreiben zudem noch allerlei weises Getier. Etwas mehr Geist findet sich da vermutlich an den flaschenbierverzierten teilalkoholbefreiten Uferauen unserer Verkehrsströme, wo sich – wenn auch keine nüchternen – so doch zumindest überhaupt noch Gespräche ereignen, obgleich auch hier Kultur und Zivilisation zuweilen weit auseinanderdriften.

Warum ich das alles sage? – Damit hinterher keiner daherkommt und das wiederholt, was Nina Hagen dem „Spinner“ im gleichnamigen Song von 1978 zuruft: „Ich wusste nichts von deinen Uferrrrrn!“

# Sommerloch

„Die Sonne schien, da sie keine andere Wahl hatte, auf nichts Neues.“ Ganz unfreiwillig hat Samuel Beckett mit diesem Einleitungssatz zu seinem Roman „Murphy“ eine der wohl unübertrefflichsten Definitionen desjenigen gegeben, was gemeinhin unter dem Titel „Sommerloch“ rangiert. Diesem Tartaros des Jahres wohnt allerdings auch eine sehr eigentümliche Dialektik inne, die sich der berühmten Doppelgesichtigkeit des Heiligen (R. Otto), tremendum und fascinosum, also anziehend und abstoßend zugleich zu sein, im Kern anschließt. Der gefräßigen und gezahnten Baubo gleich zieht uns dieser Abgrund in den Bann und verschlingt uns in seinem tödlichen Schlund.

„Ein wenig übertrieben“ – werden Sie sagen. Ja, vielleicht – obgleich? – wenn man die Sache einmal genauer betrachtet!? Was passiert denn eigentlich in diesem ominösen Loch? „Nichts“, ist wohl die einzig passende Antwort auf diese Frage; leere Straßen, müde Gesichter mit verlorenem Ausdruck – ein Pulsieren, das mit einem ausgedörrten Wüstenboden vergleichbar ist. Aus dieser Ödnis flüchtet selbst die allpräsenste depressionsresistente Politikprominenz und meldet sich nur im Ausnahmezustand mit gebührender Telefondistanz. Aber halt! Gibt es da nicht noch eine andere Seite des Sommerlochs? Ist da vielleicht ein lichter Schein am Ende dieses dunklen Tunnels, der die Heerscharen von Alltagsflüchtlings aufgenommen hat? Ist gar alles bisher Gesagte lediglich die niedergeschlagene melancholische Perspektive der diesmal Daheimgebliebenen und erweist sich dieser scheinbare Hades bei Perspektivwechsel als ein tosendes dionysisches Himmelreich, das an Lebendigkeit nicht zu übertreffen ist?

Schauen wir also einmal nicht in das Loch hinein, sondern aus ihm heraus: was sehen wir? Aber nein, ich erspare uns die allseits bekannten Beschreibungen von Ballermann & Co. – wer zu tief in menschliche Abgründe schaut, fällt hinterher noch selbst hinein. Stattdessen fasse ich kurz zusammen: Auch hier findet sich „nichts Neues unter der Sonne“ (Prediger 1,9), sondern mitten in diesem verzehrenden Rausch der Sinne offenbart sich die gleiche öde Wildnis, der zu entfliehen die meisten sich doch fest entschlossen hatten. Somit schließt sich der dialektische Kreis, aus dem zu entrinnen unmöglich scheint – doch wir können beruhigt sein: Die Fallhöhe des Geistes ist im Sommerloch bekanntlich so flach, dass wir ohne größere Blessuren aus ihm herauskrabbeln werden, um mit nunmehr nüchternem Blick sagen zu können: Es war schrecklich schön!

# Erntedank

„Gott sei Dank“ – ein schöner Sommer ist um und Bauern, Winzer und Parteien können die Früchte ihrer Arbeit nach Hause tragen, begutachten und vielleicht sagen: „Es hat sich wieder einmal gelohnt“, oder wie auch immer. Das Jahr wendet sich gemächlich seinem Greisenalter zu, sprich: Es ist Zeit zurückzublicken, zu Erinnern – ein halbes Jahr, vier Jahre, eine Ewigkeit; Zeit, sich etwas in Gedanken zu halten, oder etymologisch etwas moderner gesprochen: zu danken, für all das, was gesprossen ist, für all das, was Boden und Flur sich nicht entscheiden konnten hervorzubringen. Dank an den Wähler für das Vertrauen in eine Regierungs- oder Oppositionspolitik, die nur marginal mehr entschieden wurde, als es Boden und Flur ihr eigen nennen können. Doch wer entscheidet hier eigentlich, wem wäre eigentlich zu danken? Es sind Großwetterlagen, meteorologische und ökonomische, und für beide gilt: hier entscheidet niemand. Hat sich in der Meteorologie mittlerweile eingebürgert, dass eine Voraussage über die Dreitagesfrist hinaus immer unsicherer wird, so gilt das für unsere fast gleichermaßen irrationalen Finanzmärkte annähernd in gleicher Weise. Unwetter, Schönwetter, beides wechselt in nicht voraussehender Weise und für Bauern wie Politiker heißt es, auf diese Schwankungen mit einem entsprechenden (Krisen-)Management zu reagieren – nur dass erstere hierin weitaus mehr Erfahrung haben, zumal diejenigen, die sich aufschwingen, ein politisches Feld zu bestellen, in weiter Ferne davon sind, hierfür eine Expertise mitzubringen. Man stelle sich einen Winzer vor, der mal eben für vier Jahre die Geschäfte eines Hopfenbauern übernimmt, um dann die Apfelernte eines Freundes zu betreuen. Nun ja, da bedarf es nicht viel Einfallsreichtum, um ... – Genug geklagt, es ist an der Zeit zu danken! Fällt schwer, nich' wahr? Danke für Obst und Gemüse, das ja auch anderswo (zumeist sogar besser) wächst und entsprechend das ganze Jahr über in unseren Discounterregalen vor sich hin glänzt? Jederzeit. Dank an Justus von Liebig, der uns einen reicheren Ertrag und ausgedörrte Böden beschert hat? Nur bedingt. Dank an die Heerscharen von osteuropäischen Erntearbeitern, die für Hungerlöhne in unmenschlichen Arbeitsbedingungen ihre Körper geschunden haben? Wohl am meisten. Dank an die amerikanischen Maisbauern, die ihre Ernte subventioniert an Biodieselhersteller abtreten und damit den Maispreis für Oralkonsumenten in die Höhe treiben? Sicher am wenigsten. Dank an Wotan, dem ursprünglichen Adressaten dieses Dankes in unseren Breiten, für seinen Wahnwitz? Vielleicht!

## Tomaten)

„Was machen eigentlich ‚Las Ketchup‘?“, fragt sich der Popularkulturkundige, wenn er gerade nichts Besseres zu tun hat – schließlich haben die drei bis vier Jungtomaten, wie man den Titel ihres ersten Albums („Las Hijas del Tomate“, 2002) frei übersetzen könnte, nach ihrem 2002-Sommerhit „Ketchup Song“ und dem völlig versemmelten Eurovisionsauftritt im Jahre 2006 (mit dem Titel „Bloody Mary“) kein ohrenbeglückendes Machwerk mehr in Umlauf gebracht. Hm!? – Naja, wie dem auch sei, so schnell eine Frage in die Ödnis eines herbstlichen Geistes-Gehölz hinein schallt, so schnell meldet sich das Echo mit neuen, ebenso drängenden Problemen zurück: Warum heißt die Currywurst eigentlich „Curry-Wurst“ und nicht „Ketchup-Wurst“ oder „Tomaten-Wurst“? – Doch wohl nicht wegen des Versmaßes eines unumwunden matschgehauenen aber nicht zu Unrecht sehr erfolgreichen Refrains des gleichnamigen Liedes von Herbert Grönemayer. Gesetzt, der Name einer Speise würde in einem proportionalen Verhältnis zur Menge der beteiligten Ingredienzien stehen (was wohl als die gerechteste Form der Namengebung bezeichnet werden könnte), so käme, wollte man es auch bei anderen Speisen der Currywurst gleichtun, allerlei Seltsames heraus: Spaghetti gäbe es überhaupt nur mit „Salzsaucen“, die berühmten Königsberger (wie viele andere mehr) hießen vielmehr „Pfefferklopse“ und der ach so gesunde Joghurt fiel unter dem Namen „Zuckerpampe“ bei den allermeisten Eltern gnadenlos durch. Also lieber doch keine demokratische Nomenklatur? – Wir verlieren uns hier in Probleme, die weit besser in Brüssel aufgehoben wären, obgleich von dort doch jüngst die grüne Vielfalt frisch verkrümmt herübergurkt. Im Vergleich zur Gurke ist allerdings die Tomate recht einfältig, weshalb an ihr bereits eine illustre Diskussion vorbeigegangen ist, die der Gurke in umgekehrter Perspektive erst noch blüht. Ist die Tomate für ihre nur sehr bedingten Stapelverarbeitungsqualitäten weithin bekannt, weshalb ihr mitunter schon eckige Stapel-Geister eingehaucht wurden, wird die neue Freiheit der Form der Gurken-Branche noch mächtig auf dem Buckel lasten und ihr eine mit ihrem Produkt identifizierte Form verabreichen. Schwer genug, empfindliche rote Bällchen unversehrt in die Welt zu tragen – unweit schwerer jedoch ist es, grüne Spiralwürste platzsparend zu verteilen. Ein Beispiel mehr, dass Ökonomie und Individualität viel seltener kompatibel sind, als sich das manche auf die Fahnen schreiben. Aber eines gilt für Tomaten wie Gurken immer gleichermaßen, wie es der Titel des ersten selbst Insidern nur inseitig bekannten Albums der 90er Jahre Rockband „Rudi’s Gurken“ kurz und bündig auf den Punkt bringt: „Eat Me“. Und wie? Mit Ketchup *natürlich!*

# Fett

„Johannes, jetzt mache ich dir endlich deine Fettecke“, hatte wohl Joseph Beuys verlauten lassen, als er 1982 anlässlich eines Empfangs des Bevollmächtigten des Dalai Lamas die Ecke in einem Raum seines Ateliers mit fünf Kilo Butter verzierte. Dass „Johannes“ (Stüttgen) dies als Anlass sah, diese „Fettecke“ nun als sein Eigentum zu betrachten, wäre allein einer ausführlichen Diskussion über Sinn und Zweck des Urheberrechts wert. Nicht auszudenken, die Teilnehmer eines Open-Air-Konzertes würden ebenso verfahren wie Herr Stüttgen, wenn ein Westernhagen mit dem Spruch danebenlangte: „Meine Musik ist nur für Euch geschrieben“ – „Ho, Ho, Hey“, schallt's an der Pirat Bay.

Nach diesem Wahlerfolg können wir uns aber getrost dem lustigeren Teil der Beuys-Geschichte zuwenden, denn „Johannes“ hatte nur sehr kurzen Spaß an seiner Butterecke, schritt doch neun Monate (!) nach dem Tod von Beuys ein Hausmeister der Düsseldorfer Kunstakademie wacker zum Werk der Beseitigung dieses Schandflecks, wahrscheinlich – neben bestem Wissen und Gewissen – kopfschüttelnd ob der Putzvergessenheit gegenwärtiger Kunst. Gar brüderlich gab sich Johannes mit einem Schadensersatz von 40.000 DM („Deutsche Mark“ – nur falls es in Vergessenheit geraten ist) zufrieden. Bei 40.000 Open-Air-Konzert-Besuchern gäbe das in einem vergleichbaren Fall ... Wir wollen beim Thema bleiben! Sicherlich ist das lustig, und der wackere Hausmeister hat wahrscheinlich auch nach dem Wissen um seine Tat und dem recht umfänglichen Schaden für sein Land NRW vom Kopfschütteln nicht ablassen können. Allerdings fand die Welt es wohl noch lustiger bzw. kopfschüttelnswerter, wenn der OB einer Stadt der Künste und Kongresse, die alle fünf Jahre die weltweit bekannteste Ausstellung für moderne Kunst austragen darf, in einem feucht-fröhlichen Open-Air-Event sich gar stadthausmeisterlich gab und ein Kunstwerk mit Freibier und Gesang – bei vollem Wissen und ohne Gewissen – zerstören ließ. War doch sein's! Kann er doch mit machen, was er will! Einzelfall? Nein! – wir bleiben in dieser Stadt, in der ein frischgebackener Hausbesitzer der Neuen Fahrt sich ebensolchen Hausmeistereien hingab, war doch sein Eigentum mit einem offensichtlichen Graffiti (ein documenta-Kunstwerk) befleckt, das zu beseitigen ihm doch wohl niemand übelnehmen kann. Ist ja sein's – oder?

„Fällt den himmelsgewandten Streber, wenn ihr wollt“ ruft's von der Pirat-Bay – gehört doch Euch – oder nicht? Alles in Butter!

# Kalorien

Neues Jahr, NEUES JAHRZEHT – kaum etwas ist schlimmer als die allzehnjährliche Dekadentrauer, orientiert sie sich doch lediglich an einem abstrakten Maß für die Zeit, die durchaus auch anders gemessen werden könnte, selbstverständlich im geschichtlichen Rückblick auch wurde und im interkulturellen Vergleich noch wird. Im Unterschied zu den zahllosen runden Geburtstagen und ihren unberechtigten depressionsfördernden Wirkungen ist beim aktuellen Jahreswechsel eine solche Dekadentrauer allerdings schon eher angebracht, denn wir verlieren mit ihm alte, vielleicht auch liebgewordene Bekannte. So illustere Worte wie „Kalorienbombe“, „Kalorienfalle“ oder „Kalorienkiller“ werden zukünftig ebenso aus dem Sprachgebrauch getilgt sein wie der sicherlich inbrünstigste Ruf aus einem Jungenzimmer: „250 PS – sticht!“ Abgeschafft sind sie, die Kalorien und Pferdestärken zugunsten von den zwei wohlbekanntesten Herren Joule und Watt. Die große Einheit der Welt schreitet voran auch im „Internationalen Einheitensystem“ (Système international d’unités), das die Messeinheiten auf dem Globus fortschreitend vereinheitlichen will. Aber bitte, keine Aufregung – wie so häufig im Zusammenhang mit dem Zauberwort „Globalisierung“ ist auch dies ein alter, ja sehr alter Hut. Schon der erste Kaiser von China sah seine vornehmlichste Aufgabe in der Vereinheitlichung der Maße und Gewichte und stand darin in guter Tradition kluger machtvermessener Herrschaft. Dass dieser Kaiser zudem noch mit einer umfänglichen Bücherverbrennung den „Bildungsraum“ vereinheitlichen wollte und zu einem guten Stück auch hat, sei nur am Rande erwähnt. Herrschaft und Vielfalt haben sich seit jeher nur schlecht vertragen, zumal der Handel ihr engster Verbündeter war und ist. Doch wir verlieren uns.

Wie viel Joule verbraucht eigentlich ein durchschnittlicher deutscher Studierender in einem Bachelor-Studium beim Erwerb eines ECTS-Punktes (europäische Maßeinheit für 30 Stunden Studierleistung) im europäischen Vergleich? Solche wichtigen Fragen werden jetzt endlich rational beantwortbar sein, womit eine angemessene Zuweisung von BAföG-Mitteln endlich berechenbar wird. Dann hört wohl auch das ewige Klagen endlich auf – wer unsicher ist, rechnet einfach nach. Hinweg mit den kulturellen Eigenbrüdlern, mit Supp-Kulturen wie „Kalorie“, „Magister“ und „Pferdestärken“ ruft *beherzt* „der vermessene Mensch“ (Ulrich Sonnemann) und wünscht ein kilowattreiches Jahrzehnt. Nur einen guten gregorianischen Jahreswechsel wünscht: Die Grille, mit einem Vorschlag im Gepäck: Wie wär’s mit einer Maßeinheit zur Messung der Güte politischer Aktivitäten: Nationale Einheit Politischer Produktivität (nepp)?

2010

# Information

„Fakten, Fakten, Fakten!“, forderte einst der pralle Mogul eines bekannten Informationsmagazins öffentlich seiner Redaktion gegenüber und gab damit einem Trend seinen Slogan, der sich mittlerweile nur allzu fest in die Medienlandschaft eingeschrieben hat. Übersetzt bedeutet er wohl folgendes: lediglich die einfache, unverfälschte Tatsache, die einzelne nackte Information sei es, was Licht in ein Ereignis bringe. Frei von Interpretation, frei von komplizierten Einbindungen in Ereigniskontexte, kurz: frei von Reflexion sei eine Information erst das, was den Rezipienten bzw. Konsumenten eine wirklich eigene Sicht der Dinge ermöglicht, oder bildhaft gesprochen, dem Leser die Möglichkeit gibt, eine Tatsache mit seinem eigenen Licht auszuleuchten, ohne dass die Lichter anderer das Szenario stören.

Soweit so gut, sollte man meinen, gäbe nicht letztere bildhafte Beschreibung den grundsätzlichen Trugschluss kund, der in dieser nackten Tatsacherei steckt: Beleuchtet werden muss sie nämlich, damit sie überhaupt da ist; und was sie ist, hängt somit sehr davon ab, wie und von wem sie beleuchtet wird. Man könnte also sagen, dass dasjenige, was Licht in ein Ereignis bringt (die Information), es dem Licht selbst gerade gleichtut: Die einzelne Information verhält sich zu ihrem Kontext genauso wie das Photon (Teilchen) zu seiner Wellennatur. Aber wir wollen unsere Frage nicht unnütz physikalisieren. Bleiben wir bei den Fakten! Nehmen wir einmal ein recht berühmtes Beispiel: „Am 11.09.2001 flogen zwei Flugzeuge in die beiden Türme des World Trade Centers“; „Am 11.09.2001 wurde von einer islamistischen Terrorgruppe der größte Anschlag in der Geschichte Amerikas verübt“; „Am 11.09.2001 haben wir dem Kapitalismus eine tiefe Wunde zugefügt“; „Am 11.09.2001 wurde ein neues Zeitalter im Kampf der Kulturen eingeleitet“; „Am 11.09.2001 habe ich bei einem Feuerwehreinsatz im World Trade Centers einen guten Freund verloren“ – diese Reihe ließe sich tausendfach fortführen. Doch um welches Ereignis handelt es sich eigentlich; was ist die nackte Information, was das Ereignis?

Licht in eine Sache bringen heißt also: sie beleuchten, und es ist ein Trugschluss zu meinen, es gäbe sie unabhängig von (einer) solchen Perspektive(n). Und die Fakten? Sie wabern unscharf im gleißenden Licht der verschiedenen Perspektiven. Ist das nicht eine gar zu finstere Perspektive? Im Gegenteil, zirpt die Grille, und schließt frei nach Johannes: „*Wir* sind das Licht der Welt!“ – Aber keine Angst! Auch dies ist (nur) eine Perspektive.



# Lichtung

Dasein, so schrieb einst Martin Heidegger, ist „an ihm selbst *a/s* In-der-Welt-sein gelichtet, nicht durch ein anderes Seiendes, sondern so, daß es selbst die Lichtung *ist*. Nur einem existenzial so gelichteten Seienden wird Vorhandenes im Licht zugänglich, im Dunkel verborgen“. Hmmm!?? So etwas kann auch nur ein Frühaufsteher geschrieben haben, einer, der im chronobiologischen Jargon unter der Kategorie „Lerche“ rangiert, während der lichtscheue Nachtmensch der „Eule“ zugeordnet wird. Gerade Letztere ist die wohl nachhaltigst und am umfassendsten unterdrückte und schlimmster Folterung ausgesetzte Spezies überhaupt, lässt sich doch eine gleichsam universale preussisch-frühaufsteherische Lichtversessenheit in der Kulturgeschichte ausmachen. Sie bestimmt nicht nur von alters her das tägliche Treiben, sondern reicht bis in die Philosophie und Religion hinein. Wie heißt es doch an recht prominenter Stelle: „Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht begriffen.“ (Joh. 1,5) Ja wie denn auch, wenn die Eule gerade ihre Tiefschlafphase hat. Nirgendwo findet sich in dieser universalen Lerchen-Tyrannis auch nur das geringste Verständnis für die nachtschwärmenden Zeitgenossen. Und dieses Elend reicht bis hinunter in die Untiefen unserer Bildungspolitik. Haben wissenschaftliche Studien doch klar bewiesen, dass die Klasse der pubertierenden Allzeit-Transpirierer mehr dem Eulen-Typus zuneigt und sich die schulischen Leistungen signifikant verbessern allein durch humanere Schul-Anfangszeiten, schütteln die bildungspolitischen Handlanger der Lerchen-Tyrannis kaltschnäuzig den Kopf und beharren auf dem die (psychisch enorm wichtige) Traumarbeit störenden 8-Uhr-Termin. Vielleicht würde ein Schulanfang um 10 nicht nur die PISA-Kurve nach oben korrigieren, sondern das Amokproblem gleich mit lösen. Wer weiß!?

Könnte es möglicherweise sein, dass die gesamte Kulturgeschichte auf die falsche Karte gesetzt hat? Kultur und Zivilisation drücken sich doch gemeinhin nicht in der schlichten Unterwerfung unter natürliche Zyklen aus (dann würden wir gerade aus dem Winterschlaf erwachen), sondern in der Unabhängigkeit von denselben. Nun denn – dann muss man den Eulen doch ohne Umschweif ein höheres Kultur- und Zivilisationsniveau zugestehen, wogegen die Lerchen in ihrem schattenlosen Licht glatt verblassen. Wie dem auch sei – „Die ekstatische Zeitlichkeit lichtet das Da ursprünglich“, schreibt Heidegger irgendwo auch. „Jawohl“, ruft das nachtaktive Heimchen erhobenen Hauptes zurück, „aber erst nach Mitternacht!“

# LichtKunst

„Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht / Sind sie alle ans Licht gebracht“, schreibt Goethe im Faust I und meint damit die Osterspaziergänger und noch so einiges anderes. Knapp 210 Jahre später wurde dieses andere noch um eine weitere Bedeutung erweitert, obgleich der Missbrauch kirchlicher Autorität bei Goethe sicherlich ebenfalls mitschwang. Das soll uns hier jedoch nicht weiter plagen, denn andere Fragen könnten an dieser Stelle viel wichtiger sein: Wer bringt hier eigentlich wen wohin? Und vor allem: Warum ans Licht? Was gibt's zu sehen?

Seit jeher und wahrlich überall bedient sich die Kunst dieser leuchtenden Metapher des Lichts, um mit ihr Erkenntnis, Durchblick und Aufklärung anzudeuten – aber zurecht? Bei näherem Blick scheint sich dieser offenbare Zusammenhang ein wenig zu verdunkeln, denn was passiert, wenn etwas aus der Dunkelheit ans Licht kommt? Es wird beschienen, oder besser: Es tritt in Erscheinung. Mit dieser Formulierung drängt sich nun aber auch eine andere Metapher auf, die – dem Lichte aufs engste verwandt – gar nicht mehr so aufklärerisch daherkommt: der Schein. Genaugenommen erscheint das Licht nur an der Oberfläche und dringt gar nicht zu dem durch, was sich hinter dieser verbirgt. Der Kern der Sache liegt also hinter dem Schein, hinter dem ans Licht Gebrachten? Und: Jemanden hinter das Licht zu führen, wäre demnach der wahre Sinn von Aufklärung? Wie? Was?

Zurück zur Kirche. „Ehrwürdig“ sei die Nacht der Kirche dichtet Goethe und tut dies nicht nur um des Versmaßes willen, denn „düsteren“ wäre auch gegangen – einigermaßen jedenfalls. Deutet sich etwa schon hier bei Goethe an, was später Horkheimer und Adorno so nachhaltig „Dialektik der Aufklärung“ nannten? Kommt der Nacht also eine eigentümliche Ehre zu, die zu verkennen der Trugschluss der reinen Lichtgeister der Aufklärung und ihrer Gefolgschaft war und ist? Nimmt die rast- und restlose „Entzauberung der Welt“ (Max Weber) eben dieser nicht gerade ihren Glanz und ihre Glorie? Wer will bei einem illusteren Frühlingsspaziergang schon wissen, dass dieses wundersame Hervorquellen von Knospen und Blüten einem bis ins Detail nachvollziehbaren genetischen Plan folgt? O.K. wer gern allein weiterläuft, soll hierauf ruhig und stetig insistieren. Wer nicht, der kann sich einfach an dem erfreuen, was da im Licht der Sonne geheimnisvoll munter vor sich hin sprießt und tönt.

Erwache, klingende Frühlingsnacht! Hier bin ich Grille, hier darf ich's sein!

# LichtEnergie

Nach Wilhelm v. Humboldt ist die Energieia der Sprache „die sich wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen.“ Wie es scheint, ist diese Energie die einzige, bei der es wünschens- und lohnenswert sein könnte, sie bis zur Neige auszuschöpfen. Doch wie sieht es mit dem Sparen aus? Greifen wir uns einmal ein X-beliebiges Exemplar aktueller Artikulationskünstlerei: Bullshido – ein Meister des rektalen Wortes – beginnt seine Autobiographie (im für Gangsta-Rapper stolzen Alter von 30 Jahren geschrieben) wiefolgt: „Es begann alles mit einer Idee, einem Stift und einem leeren Blatt Papier. Eines Abends setzte ich mich an meinen Schreibtisch und fing an, meine Gedanken aufzuschreiben. ... Wenn ich mich heute umsehe – meine Villa, meine Autos, die Frauen, meine Klamotten, mein Bankkonto, mein Schmuck, der Ruhm –, dann habe ich das einzig und allein dieser einen Idee zu verdanken...“ Wir können hier getrost den „Ausdruck des Gedankens“ abbrechen, da sich ja jeder denken kann, wie er fortläuft. Ein solch sparsamer Umgang mit der besagten Energieia hat mittlerweile das Zeug, sich zum Kennzeichen unseres Zeitalters auszuwachsen. Noch nie zuvor in der Kulturgeschichte wurde so viel geschrieben wie heute, wobei sich das Unwesen dieser kulturellen Energiesparleuchten am eindrucklichsten im Dickicht von Internetforen beobachten lässt. Zeilen wie: „Omfg ihr seid ja rofl regt euch ab, nja ich finds lol \*gg\*“, machen wenig Hoffnung darauf, dass der kulturelle Zenit im Telos dieser technischen Errungenschaft bzw. der mit ihr verbundenen Epoche webt.

Nun wollen wir hier nicht geradewegs in einen eindimensionalen Kulturpessimismus verfallen, sondern mit einem kurzen Umweg über Hölderlins „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch“ uns der Dialektik des Ganzen annehmen. Mit der Erhöhung der Quantität sprachlicher Äußerungen steigt womöglich auch die Wahrscheinlichkeit, dass irgendwo (und sei's auch nebenbei) mal ein „Fünkelein“ (Meister Eckhardt) blitzt – ganz von selbst, warum auch immer. So belehrt uns auch der offenkundig stolze Autobiograph im Refrain seines Songs „Lichtlein“ (sich mal nicht an fremden Melodien, sondern in alten Spruchweisheiten vergreifend): „Glaub mir, immer wenn du denkst, es geht nicht mehr, kommt von irgendwo ein Lichtlein her, lass sie reden, denn ich weiß wie du dich fühlst, und denk jetzt nicht, dass uns Welten trennen, ich hab in der Scheiße tief gewühlt.“ Letzteres gilt diesmal auch für die Grille, die energisch verspricht, es zu gegebener Zeit lichter anzugehen.

# LichtSchatten

Dass „wir in dieser Welt allen so freundlich wie möglich begegnen müssen, wenn wir wollen, daß uns in Tagen der Not die gleiche Freundlichkeit erwiesen wird“ legt Carlo Collodi am Ende seiner klassischen Version des Pinocchio-Märchens dem „Schatten der sprechenden Grille [l'ombra del Grillo-parlante]“ in den Mund. Adressat dieser goldenen Regel ist gerade derjenige, der am Anfang des Märchens diese Grille, die „geduldig und weise [paziente e filosofo]“ war, mit einem Hammer an die Wand geschlagen hat (Pinocchio). So allgegenwärtig solche Holzkopfallüren auch sind, insofern allenthalben die Vernunft mit Füßen getreten wird, so bestätigt sich nachgerade auch immer wieder, dass bei aller Präsenz der vermeintlichen Lichtgestalten die Schattenwesen nicht wirklich zu beseitigen sind. Auch das rechteste Licht, in das zu stellen, sich im öffentlichen Raum die allermeisten redlich bemühen, wirft seine, zuweilen auch sehr langen Schatten.

Zu einer solchen Lichtgestalt wird die Märchen-Grille in der Zeichentrickfilmversion von Walt Disney verklärt, die engelsgleich mit erhobenem Zeigefinger den Protagonisten verfolgt und beschattet, um auf diesem Wege zu einem Anti-Mephisto zu mutieren, der Teil von jener Kraft ist, die stets das Gute will und stets das Böse schafft, also guten Gewissens das schlechte produziert. Schließlich fragt es sich, wer zu bestimmen weiß, was das Gute denn überhaupt ist. Folgt man demjenigen, der keinen Hehl daraus machte, dass er mit dem Hammer philosophiert (Friedrich Nietzsche), so war es immer der privilegierte Mensch in der Geschichte, der sich diese Deutungshoheit anmaßte; „er hat ‚den bösen Feind‘ concipiert, ‚den Bösen‘, und zwar als Grundbegriff, von dem aus er sich als Nachbild und Gegenstück nun auch noch einen ‚Guten‘ ausdenkt – sich selbst!“ (Zur Genealogie der Moral) Wie sehr diese Analyse auch noch in unserer Gegenwart Bestand hat, zeigte sich exemplarisch wieder einmal bei der Verfertigung einer Weltachse des Bösen, um die sich unsere momentane Kriegspolitik noch immer dreht.

Anders sieht es da mit der vermutlich in allen Kulturen nachweisbaren goldenen Regel aus, die hinsichtlich ihrer Plausibilität nur mit einer anderen weltgeschichtlichen Aussage verglichen werden kann: „Der Ball ist rund.“ (Sepp Herberger) Auch wenn das Runde in das Eckige muss (Ebd.), bleibt es rund, sonst wäre das Spiel zu ende. Also, resümiert die Grille diesmal in höchst eigener Angelegenheit: Haut an die Wand mich alle Tage, ich komme wieder, keine Frage – und sei's als Schatten lichter Plage!

# Am Anfang

„Louis, ich glaube, dies ist der Beginn einer wunderbaren Freundschaft“, sagt Rick Blaine am Ende des Film-Klassikers „Casablanca“ zu seinem Gegenspieler Capt. Renault, nachdem dieser einen überraschenden Sinneswandel vollzogen hat. Diese allseits bekannte Ur-Szene des Hollywood-Genres gibt seither viele Rätsel auf, vor allem das, wo denn dieser Sinneswandel herrührt. Wie kommt es zu diesem „Beginn einer wunderbaren Freundschaft“, zu diesem Anfang?

Folgt man demjenigen Autor, der sich wohl am kopfrauchendsten mit dem Problem des Anfangs beschäftigt hat, G.W.F. Hegel ist gemeint, so beinhaltet ein Anfang immer zweierlei: Er ist einerseits etwas, das vorher noch nicht war, mit dem also etwas Neues beginnt. Zugleich aber ist dieses Neue nur Neues gegenüber etwas Vorausgehendem, weshalb der Anfang andererseits nur als Resultat sein kann. Die wunderbare Freundschaft konnte also nur beginnen, weil etwas Neues passiert ist, jedoch ist dieses Neue nur eine Neuheit im Zusammenhang mit dem gesamten Filmgeschehen. Man stelle sich vor, ein Film würde mit einem solchen Satz beginnen – er könnte seinen Anfang nur dann einholen, wenn er durch Rückblenden die Vorgeschichte desselben darstellte. Ein Anfang ist also immer auch ein Ende!? Nicht immer, wie man leicht (um das Genre ein wenig zu wechseln) am Ende von Shakespeares „Romeo und Julia“ zeigen könnte – obgleich, wenn die Liebe ewig ...!?

Trotzdem, nach dem Abpfeiff ist ein Spiel ein für allemal zu Ende, auch wenn „nach dem Spiel vor dem Spiel ist“. Pfeiff und Schluss, aus, Ende, vorbei! Fragt sich nur, ob für den Anfang etwas Vergleichbares gilt. Gibt es einen Anfang, dem nichts vorhergeht? Oha, da hab ich mir was eingebrockt – Kosmologie auf ein paar Zeilen. Ein Anfang der Zeit – wie spät war es vorher? Ein Anfang der Bewegung – wer oder was hat ihn angestoßen? Ein Anfang der Materie – geht's nicht noch leichter? Ein Anfang im Geist – und wer hat ihn sich ausgedacht? „Im Anfang war das Wort“ – gut, dass wir mal darüber geredet haben; und wer war vorher da, um es auszusprechen? Auf Schusters Leisten tragt uns dann doch eine mögliche Lösung entgegen: „Der Ungrund ist ein ewig Nichts, und machet aber einen ewigen Anfang als eine Sucht.“ (Jacob Böhme, *Mysterium Pansophicum*) Jau, mich dürstet's auch, zirpt feist die Grille, und fängt am Ende schließlich doch ein Neues an: Plopp und Prost!

# Technik

Das Wort Technik wird gemeinhin / mit Geräten fest verbunden / mit Gestellen und dem Sinn / dass man selbst nicht wird geschunden // Hartes Tagwerk, stummes Tun / das wir Menschen so sehr hassen / delegier'n wir öfter nun / an Maschinen aller Klassen // „Heil des Menschen“ schallt es bündig / endlich frei von schwerer Last / doch ist's nicht gar zu vordergründig / weil das alles so gut passt? / Doch wie im Flug ist das Besteck / frisch geputzt vom Automat / wieder auf den Tisch gedeckt / sieh', der Mensch hat Zeit gespart // Auch mit Waschbrett und der Bleiche / hat's die Zeit nicht gut gemeint / Automaten tun das Gleiche / derweil das Pärchen sich vereint // Selbst am Zahn schafft jetzt das Kreisen / eine illustrierer Apparat / soll dies nicht uns're Richtung weisen / und am End' steht freie Tat? //

Ach, wenn's ja so einfach wäre / und die Technik reines Wohl / käm' nicht der Satan in die Quere / am Automat der dunk'le Pol // Finster ist des Schattens Reich / den auch Gerätschaft von sich wirft / ein jeder wird beim Anblick bleich / wenn er auf dem Grunde schürft // Der Mensch wird ungelentk und fett / wenn er nicht selbst auf Füßen wandelt / fesselt sich an Haus und Bett / weil er virtuell nur handelt // Der Geist wird trüb, die Sinne schal / wenn Maschinen fordern Takt / jede Arbeit wird zur Qual / weil Gerätschaft nie zusammensackt // Produziert wird nur ein Teil / der Zusammenhang entschwindet / Tag für Tag nur dumpfe Weil / in der der Mensch noch mehr sich schindet // Er selbst dabei sich langsam wandelt / zum Apparat ganz leis' mutiert / seine Freiheit sich verschandelt / und zum Gerät sich generiert // Doch herrje, was muss er merken / das Gerät ist stets voraus / kann sich noch so willig stärken / gegen es ist er Banaus // Und so schämt er sich klammheimlich / vor der eig'nen Kreation / und bemüht sich unwahrscheinlich / damit nicht sie kriegt seinen Lohn // Doch der Kampf ist schon verloren / ein Mensch wird nie zum Apparat / schließlich sind wir auserkoren / frei zu sein in freier Tat //

Damit wäre ich denn schon / am Ende meiner Botschaft / dass ein jeder Menschensohn / die Freiheit liebt, den eig'nen Saft // Und Technik ihm zum Wohl gereiche / ihn nur stützt und nicht ersetze / ihn niemals auf dieselbe eiche / er stets höher sich einschätze // Zum guten und geliebten Schluss / sollt Ihr nun munter richten / ob die Technik ist nur Stuss / auch die von Grillens Dichten.

# Straßenbahn

... ein knarzendes Kreischen umspannt den beißenden Geruch, der wohl von einer klebrigen Hose abgedunstet wurde ... wer kann das sein? – der Typ da hinten rechts? – egal! Immer noch besser als der Gestank mottenkugelbeiger Reinlichkeit, die sich mit Tosca-Wasser weihen will – wie gestern. Abgründig!. ... Die schlimmsten geistigen Verbrechen geschehen im Alltag, so ganz nebenbei, hinter den Zeilen ... könnte man sie sehen, türmten sich Berge von Hülsen auf, die die Worte hinterlassen, mit denen sich Menschen täglich beschießen – fast schmerzfrei dringen sie ein; nur der leichte Stich im Bauch lässt ihre wahre Wirkung ahnen ... „Meine Tochter hat jetzt die Abteilungsleitung übernommen – 60 Leute hat sie unter sich ... und was macht Ihre Tochter? ... immer noch nichts? ... Macht sie noch Therapie? Naja, da kann man nichts machen!“, so sprach sie geschwellter Brust ob ihrer Tochter und ihrer Einfühlsamkeit. Schlange! ... Man trifft sie allenthalben, doch vornehmlich im Magen des metallenen Gewürms, das die Straßen unserer Städte durchkräucht. Hier finden sie ihre Opfer ... – ... Können die den nicht einfach in Ruhe lassen. Cool bis in die letzte gegelte Haarspitze und trotzdem zu viert gegen einen armen Wicht. Der wehrt sich nicht mal – gehört schon dazu – in dieser Weise ... „Spiel mir das Lied vom Tod“ erschallt plötzlich in einer schrillen Mittenfrequenzkomprimierung. „Ja, hallo? ... Ich sitz gerad’ ... Ja ... Wirklich? ... Ach ja ... Bis nachher!“ – der Blick entleert sich aus dem Fenster ... Dieses Gestammel, das nur auf ein unsichtbares, unhörbares Außen passen mag – wenn nicht auch dieses stammelt?! ... Der Blick sucht im Außen einen festen Punkt ... immer schon vorbei ... ein reißen der Bach von Menschen, Häusern, Fahrzeugen, der sich in diesen Blick ergießt und ihn nach innen drängt ... Nicht auszudenken, was er in diesem hinterlässt – so ganz nebenbei, hinter dem Bewusstsein ... „Ist hier noch frei?“ – Nicken – abwenden! ... wichtiges Kramen in den nächstliegenden Dingen ... Flucht nach außen ... „Das haben sie aber schön hergerichtet.“, schwappt es belanglos von innen hervor ... wie banal ist unsere Vorstellungswelt zuweilen – nimmt jeden kleinsten Anlass um sich von innen heraus Gehör zu verschaffen ... doch viel schlimmer: wie oft stört dieses innere Geplapper nicht einmal und verschmutzt dann noch die Ohren eines anderen ... dann hilft nur: Augen starr durchs dicke Glas gerichtet – – Menschen, Fahrzeuge, Häuser ... „Endstation!“ weckt den Fluss der Eindrücke. Es steigt aus: Die Grille – benommen!

# Steuern

Die Grille rechnet heut mal in eigener Sache ab – und kommt zu folgendem Ergebnis: Würde so ein gemeiner Wabbelbauchtreibstoff, auch Burger genannt, der in entsprechend abgerichteten Etablissements durchschnittlich für 3,- € feilgeboten wird (also die mit viel Majo und so sind gemeint), mit dem gleichen Steuersatz belegt wie der herrlich duftende Schlankmacher, der mit seinem sanften Brennen Gaumen, Nase und Geist entzückt und beim Tabakwarenhändler oder der Tanke um die Ecke erhältlich ist, dann würde jener Schwabbelkindproduzent sage und schreibe fast 15,- € kosten. Wer das mal für Schokoriegel, Chips und Süßwarengetränke etc. weiter ausrechnen will – hier die Regel: Verkaufspreis minus 19% multipliziert mit dem Wert 5,92. Letzterer Wert basiert allerdings auf dem aktuellen Tabaksteuersatz, der noch vor der jüngst erörterten Erhöhung derselben zwecks Entlastung von ökosteuerpflichtigen Konzernen liegt. Das machen wir übrigens sehr gern, wir Raucher – kleiner Tipp nach ganz oben: Wenn die nächste Bohrinsel ihre Promiskuität verliert, Gorleben vielleicht wider Erwarten doch nicht ganz so sicher ist, das eine oder andere Gewässer mit brauner Soße abgelatzt wird – wir zahlen da selbstverständlich gern und ohne Murren – Ehrensache! Wir essen ja auch weniger, sparen deshalb doch so einiges und gut geht's uns sowieso.

Apropos Essen, dicke Kinder und Solidarität – ich verstehe es natürlich sehr gut, dass solche Freigiebigkeit, dieses selbstlos beherzte Eintreten für die Solidargemeinschaft, jedem Nicht-Raucher nur ein Dorn im Auge des Gewissens sein kann – da schaut der dicke Trauerkloß voll Neid auf den schlank-frohen Genießer und schämt sich auch noch bitterlich. Bedauerlich ist das in der Tat – das schreibe ich ganz ohne Häme. Ich hätte da eine Idee, um die Über-Ich-Attacken zu mildern: Wie wäre es, wenn sich diese schamroten Nutznießer ebenfalls mit einem eigenen kleinen Beitrag beteiligen. Die Lösung lautet: Kaloriensteuer, oder amtlich ausgedrückt: Brennwertsteuer. 1 Cent auf jede Kalorie und die Sache ist geritzt. Da wäre genug Geld im Säckel, um die ganze Bruchbude mal wieder vernünftig zu sanieren. Der Preis für diese glänzende Idee? Die Wiedereinführung eines Raucherkabinetts im Stile von Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg: Jeden Montag wurde es einberufen, um dem Chef im Rauchgeschehen mal so richtig die Meinung zu sagen. Herrlich diese Vorstellung – schwärmt die Grille, legt sich zurück und zündet sich erst einmal eine an – wieder 20 Cent im Sack – macht sie doch gern!



# Stil

„Zur Lebensqualität einer hochentwickelten Staatsform gehört nicht nur die Funktion, sondern auch die Ästhetik“ schrieb Joseph v. Westphalen drei Jahre nach Beginn der Kohl-Ära und fügt noch an: „In der Architektur hat man auch erst zu spät begriffen, daß es nicht ohne Stil und ohne Ornamente geht. Es ist den Bürgern nicht zuzumuten, von einer Regierung repräsentiert zu werden, die die Gemeinheit von Betonfassaden ausstrahlt.“ Dass „Kohls Mädchen“ nun weniger mit Beton als vielmehr – wie jüngst – mit Teflon® assoziiert wird, spricht eher für einen Fortschritt in Funktionseigenschaften denn einem in Stil und Ornamentik. Doch verwundert dies wenig, wird von Stil im Felde der Politik – wenn überhaupt – nur im Sinne von „Führungsstil“, also letztlich der Effizienz in Ausübung einer Funktion gesprochen. Für Stil im Sinne einer eigenen Handschrift, die allein dieser Person (und sei's auch nur einer Tradition) zugehört, ist im geschäftigen Getümmel von Sachzwängen, Interessenkonflikten und ökonomischen Folgeabschätzungen nur wenig Platz. Reibungslos funktioniert hier nur etwas, das so kanten- und ornamentlos daherkommt, dass an ihm nichts haften bleibt, was als eine der vortrefflichsten Eigenschaften von Teflon® gelten kann.

Aber Stil fehlt dieser Antihafteinsbesondere im Umgang mit denen, die sie zu dem gemacht haben, was sie sind. Ein jeder Bürger müsste recht besehen auf jede angekündigte Wahlkampfshow mit zitternder Panik reagieren. Gerade im Buhlen um die jungen Wähler sind sich diese Pfannen für nichts zu schade und ummanteln sich mit einem peinlich bunten und müde witzigen Style, dessen Ich-bin-einer-von-euch-Gesten im günstigsten Fall der Lächerlichkeit preisgegeben sind, obgleich Trauer und Entsetzen wohl angemessener wären. Gleiches gilt übrigens für die gewohnt lustigen Neujahrsansprachen. Wann machen die Sendeanstalten endlich aus der einstigen Panne, die Rede des Vorjahres gesendet zu haben, eine Dauereinrichtung – da wüsste wenigstens jeder, wann der nächste Lacher kommt, und ein augenhoher Konkurrent für „Diner for One“ wäre geboren: „The same procedure as every day“.

Bei so viel Stilverachtung bevorzugt Westphalen aus ästhetischen Gründen eher eine Monarchie: „Lieber ein bißchen Gold und Hofgetratsche und Degeneration und meinetwegen kitschige Hochzeitstassen und Feuerwerk bei der Geburt des Thronfolgers, lieber eine halbwegs elegante und souveräne Komödie als dieses tägliche spießbürgerliche Trauerspiel.“ Ja, und vielleicht hat der eine oder andere Thronfolger zuweilen auch mal irgendwas auf der Pfanne.

Es winkt mit gebotener Zurückhaltung die Freigrille von Kurhessen-Waldeck.

2011

# Huhn

Der Refrain: „Ich woll't ich wär ein Huhn, ich hätt nicht viel zu tun. Ich legte vormittags ein Ei und nachmittags wär ich frei.“, war sicher schon in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts eine verfehlte Idyllisierung des Hühnerlebens, schließlich waren auch zu dieser Zeit Massenzüchtung und entsprechende Haltung keineswegs eine Seltenheit. Näher an das, was ein Hühnerleben in unserer Gegenwart zumeist kennzeichnet, reicht da sicherlich der Experimentalkurzfilm von Werner Nekes aus dem Jahre 1967 heran: Unter dem Titel „schwarzhuhnbraunhuhn-schwarzhuhnweißhuhnrothuhnweiß oder put-putt“ lässt Nekes ein Huhn zunächst Körner von einer Glasplatte picken, um im Anschluss eine Schneefläche zu zeigen, die sich durch das Blut eines geköpften Huhnes rot färbt. Die musikalische Kollage aus 200 Anfängen und Enden diverser Musikstücke, die das Geschehen begleitet, ist nicht nur eine Allegorie auf das Leben insgesamt, sondern auf das Hühnerleben insbesondere. Doch das Leid des Experimentalfilmers kommt dem des Satirikers gleich, dass er zumeist von der Realität rechts überholt wird, denn der Ekel und Schauer, den einem eine ganz normale 0/8/15-Doku über eine Hühnerfabrik in den Leib schlagen lässt, zeigt, wie sehr uns dieser rein effizienzorientierte Umgang mit dem Leben einen Spiegel vor Augen stellt.

„Liebe nette Leute! Noch nie gab es eine Zeitschrift speziell für *Optimisten*. Weil unser Leben aber viel mehr helle als dunkle Seiten hat, wurde es Zeit für ‚nette Leute‘, das bunte Wienerwald-Magazin der *Lebensfreude*“ hieß es im Editorial der ersten Ausgabe (Frühling 1988) der Wienerwald-Hauspostille „nette Leute“, an dem die Hühnchen aller Voraussicht nach nicht beteiligt waren, hatten sie doch schon damals genug mit der Verarbeitung ihres postmortalen Drehschwindels zu tun. Heute lockt derselbe Wienerwald in seinem Kinderklub mit „Fritzchen und seinen Freunden“ wozu auch seine beste Freundin „Winni“, das „etwas alt-kluge Huhn“, gehört. „Die zwei sind immer zusammen, spielen und haben Spaß.“, heißt es auf der in ein Bauernhof-Idyll gekleideten Internetpräsenz des Kinderklubs. Der Kreis schließt sich: Wir sind wieder in der Selbst- und Fremdvergessenheit der 30er Jahre angekommen, nur unter etwas groteskeren Vorzeichen: Es ist kein gallischer Hahn mehr in Sicht, der zumindest im Morgengrauen zur Befreiung der Speiß-Hühner kräht.

Noch was in eigener Sache: Grillen schmecken wirklich abscheulich – nur, dass keiner von „put-putt“ auf „Grille-grillt“ kommt.

## (Tier-)Fotografie

„Wir können das Objekt nur sehen, sofern es uns anschaut. Wir können es nur anschauen, sofern es uns bereits gesehen hat.“, schreibt Jean Baudrillard in einem Begleittext zum Katalog einer Ausstellung seiner Fotografien in Graz im Jahre 1999. Und, das sei hier noch hinzugefügt, er meinte das durchaus ernst und zudem nicht den alten Hochzeitsfotografenspruch, dass alle doch recht freundlich in die Linse glotzen sollen. Hmm?? Ja, wer schaut beim Fotografieren nun eigentlich was an – oder wen – und vor allem wie? Auf den ersten Shot scheint da kein Problem zu sein: Wir haben einen Fotografen mit einer Kamera und die hält er auf ein Motiv, z.B. eine Grille, stellt das Objektiv ein und: „Klick“, sie ist im Kasten. Aber warum die Grille und nicht die Blume daneben, oder die Schokoriegelverpackung neben dem Mülleimer dahinter oder den Tanklastzug, der ebenfalls auf dieser Autobahnraststätte steht? Ein anderer Fotograf hätte sicherlich einen anderen Fokus eingenommen und ein (in aller Bescheidenheit) schlechteres Motiv als die Grille gewählt. Also sagt das Foto von der Grille wohl weniger über die Grille als über den Fotografen aus, weshalb Baudrillard ein paar Zeilen weiter sein fotografisches Movens folgerichtig so beschreibt: „Im Grunde habe ich keine Lust, mich mit Fotografie zu beschäftigen, ich möchte, dass die Fotografie sich mit mir beschäftigt.“

Irgendwie hat sich die Grille das ja schon immer gedacht, dass diese lästigen Fotografen letztlich nicht an ihren Posen interessiert sind, sondern lediglich sich selbst im Blick haben. Aber ein kleiner Trost bleibt ihr ja noch: Die Fotografen wissen ja nichts davon, dass sie ausschließlich Selbstportraits machen – schließlich meinen sie ja, immer anderes zu fotografieren, nämlich Grillen, Blumen, Schokoriegelverpackungen, Tanklastzüge. Und nur weil sie nichts davon wissen, sind diese Selbstportraits ja auch so authentisch, so posenfrei (abgesehen von denen des Objekts natürlich). Nicht auszudenken, der Fotograf würde beim Fotografieren immer an diese Selbstbespiegelung denken – er sähe die Grille ja gar nicht mehr – obgleich: sieht er sie denn sonst?

„Damit das Objekt eingefangen werden kann, muss sich das Subjekt loslassen“, schreibt Baudrillard noch an einer anderen Stelle und gibt der Grille noch ein letztes Fünkelein Hoffnung, dass ihr Posing nicht vollends vergebens ist. Sie endet frei nach Psalm 46: „Lasst ab (von Euch) und erkennt, dass ich die Grille bin!“ – oder soll sie noch selbst zur Kamera greifen?

## (Rest)Risiko

„Erst das Restrisiko macht aus einem spannenden Erlebnis ein Abenteuer“, lässt Rüdiger Nehberg verlauten – einer derjenigen, die nicht genug davon bekommen können, ihr eigenes Leben mit der Gefahr des letzten Augenblicks zu versüßen oder auch zu schmücken. Erst wenn ein Sport oder eine sonstige selbstgestellte Aufgabe bis an die Grenzen des Todes geht und ihn bewusst als Möglichkeit einkalkuliert, sei also das schmucke Wörtchen „Abenteurer“ recht am Platz, was eine wachsende Zahl an Todesmutigen und Restrisikobereiten dazu veranlasst, in diese höchste Kategorie der Freizeit- oder Dauerbeschäftigung (wobei „Dauer“ hier ebenfalls mit einem gewissen Restrisiko verwendet werden muss) aufzusteigen. „Höchste Kategorie“ – warum das? Nein, nicht wegen der verbreiteten Bewunderung, die diesen Abenteurern immer wieder gezollt wird, denn es gibt ja noch ausreichend Lebensverliebte, die solche Aktionen als abgründig oder gar als schwindelerregenden Unsinn erachten. „Höchste Kategorie“ bezieht sich vielmehr auf den Grad des Fun-Faktors, denn schließlich sei „das Fast-Sterben und dann Überlebthaben [...] das Stärkste, was wir spüren können“ wie Yeti-Ikone Reinhold Messner mal zum Besten gab. Erst wer in der Hölle (oder allein auf dem Everest) war, so scheint es, weiß den Himmel oder auch die Erde erst wirklich zu schätzen – oder meint er das umgekehrt, dass das Leben so flau ist, dass wahre Gefühle nur in der Hölle gären?

Wie dem auch sei – überlassen wir diese Entscheidung denen, die es einmal oder auch (falls der Sensenmann milde gestimmt ist) öfter ausprobiert haben. Ob man diese lebensmüden Starkgefühlshascher jedoch „Abenteurer“ nennen, und somit in eine Reihe mit Columbus & Co. stellen sollte, kann bezweifelt werden, schließlich wurden diese von einer Idee statt von erwarteten Starkgefühlen geleitet. Vor diesem Hintergrund entlarvt sich denn auch diese Welle des Todesmutes als ein Indiz für eine Zeit, in der Ideen (und feine Gefühle) ein kümmerliches Dasein fristen und die, nur so nebenbei bemerkt, ein permanentes Restrisiko bereitstellt. Dieses Restrisiko kann zwar im demokratischen Sinne auch als selbstgewählt gelten, jedoch wird es mit weit weniger Fun-Faktoren aufwarten, wie es gegenwärtig erneut vor Augen strahlt.

Wem dieses Risiko noch nicht ausreicht, darf gern die „50 Helden von Fukushima“ ablösen und mal unter richtig lebensfeindlichen Bedingungen sein Glück finden. Die Grille sucht dasselbe lieber im Leben und übt mit wachsender Begeisterung das Fast-Sterben und dann Überlebthaben am „kleinen Tod“ – was für ein Abenteuer, was für ein starkes Gefühl! – schon ausprobiert?

# Rosen

Wehrte Rose,  
was fällt Dir eigentlich ein, so über Jahrtausende hinweg Dein symbolisches Unwesen zu treiben und vielen anderen Lebewesen einfach so mir nichts dir nichts die Show zu stehlen. Geradezu unverschämt ist es, dass sich die Liebenden fast aller Zeiten immer nur Dich Stachelstange als Zeichen inniger Zuneigung überreichen. Selbst blutige Finger, die bei solchen Übergaben wahrlich nicht selten sind, schrecken ja scheinbar nicht ab, sondern ermuntern im Gegenteil noch zu humaner Fürsorge. Sind es etwa diese Ausdünstungen, die Du ganz eigennützig zur Verbreitung Deiner Art ausstößt, die Dich für die Riechkolben der Genossen aller Zeiten so unwiderstehlich machen? Vermutlich, denn an Deinem stacheligen Leib und deinem faltigen Gesicht kann es ja wohl nicht liegen. – Gut, O.K., Du kannst ja auch nichts dafür, trotzdem fühlst Du Dich, wie es scheint, doch recht wohl in Deiner ach so privilegierten Rolle.

Schwamm drüber – jedenfalls soll damit jetzt endlich Schluss sein. Nicht etwa weil ich grundsätzlich etwas gegen Dich hätte – nein, Du bist schon ganz in Ordnung, aber sag mal selbst: andere sind es doch auch, oder? Was wir brauchen ist ein demokratisches Rotationssystem der Symbolsprache, damit jede(r) mal an die Reihe kommt und sich am Logenplatz, Symbol für die Liebe zu sein, erfreuen kann. Du auf Deinem hohen Ross wirst sicherlich entgegnen, dass dies ja wohl nicht gehen könne, denn wie solle wohl ein stinkender Pestwurz oder eine hässliche Grille zu einem Liebessymbol werden? Ha, Du Angeberin, hast Dir wohl noch nie klar gemacht, dass es neben Hör- und Sehgewohnheiten auch Geruchsgewohnheiten gibt – sonst wären doch alle ranzigen Landstraßen-Pommesbuden längst weg. Na gut, beim Pestwurz wird es schwierig, aber über eine Legislaturperiode von ein/zwei-tausend Jahren, wird die Gewohnheit sich schon ihren Weg bahnen. Aber wir müssen diese Umwertung aller symbolischen Werte ja auch nicht mit den Pestwurz beginnen – die Grille kandidiert ganz freimütig und uneigennützig als Liebessymbol für das 21. und 22. Jahrhundert, denn schließlich ist sie die Stimme, die warme Sommernächte zeit- und ortlos durchwaltet. Sie ist sprunghaft, fast nie in vollem Antlitz zu sehen und doch immer und überall präsent – ein idealer Kandidat also. Und Du, Rose, kannst mal ein wenig Pause machen und Deinen Posten als Symbol der Vergänglichkeit weiter ausbauen – das wird kein Problem für Dich sein, schließlich lässt Du eh bald wieder die Köpfe hängen wie ein Trauerkloß. „L'important c'est le grillon!“, sang schon einst Gilbert Becaud. In diesem Sinne: einen lieben Gruß von der Grille (Liebessymbol)

# Glaubwürdigkeit

Man glaubt es kaum, aber es hat uns ein „Glaubwürdigkeits-Defizit-Syndrom“ erfasst, ein echtes „Glaubwürdigkeits-Problem“ also, das uns unaufhaltsam und nachhaltig in eine tiefe „Glaubwürdigkeits-Krise“ stürzt. Dieser „Glaubwürdigkeits-Absturz“ hat seinen Grund in „Glaubwürdigkeits-Lücken“, die sich wiederholt bei verbrieften „Glaubwürdigkeitsträgern“ offenbart haben und deren weitgehenden „Glaubwürdigkeits-Verlust“ zur Folge hatten. Manche sprechen hierbei sogar von einem „Glaubwürdigkeits-GAU“, der ja bekanntlich äußerst langfristig seine Strahlwirkung entfalten kann.

Doch was macht es so schwierig, diesen „Glaubwürdigkeits-Ausverkauf“ zu stoppen? Wäre es nicht möglich, durch einfache „Glaubwürdigkeits-Versicherung“ dem „Glaubwürdigkeits-Dilemma“ zu entgehen? Ist es nicht ein leichtes, durch ein „anständiges“ „Glaubwürdigkeits-Management“, gestützt mit „Glaubwürdigkeits-Gutachten“, abgesichert mit einem „soliden“ „Glaubwürdigkeits-Test“, einem regelmäßigen „Glaubwürdigkeits-Check“ also, ein „Glaubwürdigkeits-Ranking“ zu initiieren, bei dem nach einem festgelegten „Glaubwürdigkeits-Zeitplan“ am Schluss ein abgesicherter „Glaubwürdigkeits-Index“ entstünde, der es durch ein wiederholtes „Glaubwürdigkeits-Update“ ermöglichte, den „Glaubwürdigkeits-Turbo“ wieder einzuschalten und die allgemeine „Glaubwürdigkeits-Ökonomie“ aus der desaströsen „Glaubwürdigkeits-Falle“ in ein sicheres „Glaubwürdigkeits-Delta“ zu führen? Ja, ein leichtes wäre das, gäbe es nicht den virulenten „Glaubwürdigkeits-Irrtum“, der auf einem grundlegenden „Glaubwürdigkeits-Paradox“ beruht.

Ein Beispiel: Nehmen wir einmal an, der Kolumnist eines regionalen Kulturmagazins aus Mitteldeutschland, der sich seine Glaubwürdigkeit durch das Pseudonym eines zirpenden Insekts erheischt, das in einem italienischen Märchen des 20. Jahrhunderts mit dem Gewissen in Verbindung gebracht wurde, würde freiweg zugeben, dass er in seiner Kolumne einen großen Teil seines Textes aus einer Google-Recherche (Suchwort: „glaubwürdigkeits\*“) geklaut hat – sollte man ihm vor dem Hintergrund dieser Aussage noch glauben, dass er dies zum ersten Mal gemacht hat, es nur unter starkem Druck in nächtlichen Sitzungen in seinem Gartenhäuschen wagte und es selbstverständlich niemals wieder machen wird? Nein? Ach so?! Oh, Mist, schon ist sie verspielt, die Glaubwürdigkeit.

Es winkt (trotz allem selbstsicher grinsend): Die Grille (am „Glaubwürdigkeits-Strick“)

# Räder

„Dreißig Speichen sind vereint in einer Nabe. – An ihren leeren Stellen liegt es, daß Wagen zu gebrauchen sind.“ Dieser Satz, der nicht etwa von einem ortsansässigen Fahrradhändler im Rahmen eines Verkaufsgesprächs für einen Fahrradanhänger geäußert wurde, sondern aus einem der einflussreichsten Klassiker der chinesischen Philosophie (LaoZi) stammt, kann wohl als eine der bündigsten Analysen unseres gegenwärtigen globalen Finanzdebakels gelten. – „Ach ja?“, wird jetzt jeder halbwegs vernünftige Leser sicherlich entgegen und denken, jetzt hat die Grille aber echt ein Rad ab – Sand im Getriebe, durchgeknallt, Schraube locker – Kopfschütteln!

Einen Moment Geduld bitte. Stimmt es denn nicht, dass in der Nabe eines Rades ein – wenn auch kleiner – Spielraum sein muss, damit es sich drehen kann? Also bedarf es einen Raum, in dem Nichts ist, um als Rad funktionieren zu können, oder? Wenn nun das Wagenrad mit dem großen Räderwerk des globalen Finanzmarktes verglichen wird – muss man dann nicht ebenfalls sagen, dass dieser Markt nur deshalb funktioniert, weil er zumindest zum Teil auf finanziellen Leerstellen beruht? Könnte es vielleicht sein, dass dieser Markt sein Fortbestehen nur dadurch erlangt, dass er in seinem Kern auf einer Nichtigkeit basiert, der nichts Reales entspricht?

Wenn dem so wäre, würde der bereits benannte Leser sicherlich einwenden, dass damit die gegenwärtige Finanzkrise als etwas Gutes charakterisiert wäre. „Ja, aber warum denn eigentlich nicht“, fragt die Grille feist zurück. – Setzt die Kennzeichnung der gegenwärtigen Finanzsituation als „Krise“ nicht den längst überholten Glauben voraus, nach dem Geld irgendetwas Realem entsprechen können müsse? Kann dieser Spuk nicht endlich einmal aufhören und – mit Mut zur Lücke – die Leerstelle endlich zum Prinzip der globalen Finanzwirtschaft gemacht werden, was letztlich die konsequente Einführung der „Insolvenzwirtschaft“ bedeuten würde? Wäre mit dieser kleinen Perspektivänderung nicht nur das Rätsel des großen Räderwerks entlarvt, sondern die vermeintliche Krise ad hoc gelöst, da endlich begriffen würde, dass leere Taschen ein hohes Gut sind, da nur sie gefüllt werden können?

Im Angesicht dieser Argumentation, deren Güte sich ebenfalls durch ihre Leerstellen beweist, lehnt sich die Grille genüsslich zurück, füllt ihre Hohlräume mit Lebensmitteln und denkt darüber nach, warum es letztlich sinnvoller ist, das Nichts nichten, statt das Sein sein zu lassen.



# Schulden

Nehmen wir einmal an, die Grille wäre in dieser Ausgabe ihren Text schuldig geblieben, hätte nichts abgeliefert außer einer Mitteilung, dass Ebbe im Hirn, mithin die Feder nicht liquide sei. Leere Kasse im Mentalhaushalt könnte man das nennen, denn auch im Sektor des Denkens kann nur das ausgegeben werden, was man vorher eingenommen hat. Angenommen also, bei der Grille wäre momentan nichts da, was ausgegeben oder veräußert werden könnte, noch fände sich auf weiter Flur etwas zur Einnahme, dann gäbe es doch letztlich nur zwei Möglichkeiten, diese Situation zu bewältigen: entweder man leiht sich ein paar Gedanken bei jemand anderem, oder gibt eben keinen Text ab. Beide Fälle sind nun allerdings mit der Bildung von Schulden verbunden, ohne die es (bei anhaltendem Fehlen von Einnahmemöglichkeiten) aus dieser Situation auch gar kein Entrinnen gäbe. Hält die schlechte Einnahmesituation an, so bildet sich aus dem Wechselspiel beider Schuldenmöglichkeiten (geb ich nicht ab, muss ich das nächste Mal zwei abgeben und noch mehr Anleihen bei anderen machen) eine sogenannte Schuldenspirale, mit der das mentale Haushaltsdefizit in ein fortgesetztes Wachstum gestellt ist und auf eine Schuldenkrise zuläuft.

„Tja, dann soll die Grille einfach mal was tun, um die Einnahmen zu erhöhen“, schallt's vom Volksmund bierselig herüber, schließlich könne „ja jeder einen Einfall haben, wenn er nur will“. Nun ist es mit Einfällen fast ebenso wie mit Arbeitsstellen oder lukrativen Geschäftsideen: es hängt am aller Wenigsten vom eigenen Willen ab, ob man sie bekommt oder nicht. Sie stellen sich ein oder werden durch Gunst gewährt, jedoch niemals mit Willen hervorgebracht. Ja, aber wem sind die guten Einfälle denn dann zuzuschreiben, wenn nicht dem eigenen Willen? Na demjenigen, der sie uns eingibt, wobei man sagen muss, dass niemand genau weiß, wer oder was das eigentlich ist. Diesem eingebenden Etwas gegenüber sind wir somit permanent verschuldet, können diese Schulden jedoch gar nicht zurückgeben, weil dies wiederum nur durch einen guten Einfall, also eine Neuverschuldung möglich wäre. Also auch unser Mentalhaushalt wird von einer „invisible hand“ (Adam Smith) geleitet, die ihre Schulden zum Glück immer nur indirekt eintreibt.

So hat sich dieser Text wieder einmal geschrieben, ohne dass die Grille etwas dazu konnte – man stelle sich vor, wenn da nix gestanden hätte...

# Archivieren

„Welcome to Galaxy Zoo, where you can help astronomers explore the Universe“, heißt die Überschrift des Internet-Galaxien-Zoos ([www.galaxyzoo.org](http://www.galaxyzoo.org)), bei dem es nicht nur darum geht, geheimnisvolle Bewohner unseres Universums zu bestaunen, sondern der Zoobesucher insbesondere dazu angehalten ist, diese Bewohner im Dienste der Wissenschaft zu kategorisieren. Hintergrund dieses Projektes ist die Tatsache, dass es für die mittlerweile über eine halbe Million zählenden Weltraum-Bilder, die das Hubble-Teleskop bisher geschossen hat, bei weitem nicht genug Astronomen gibt, um diese auszuwerten. Der Netizen soll es also richten und als Null-Euro-Jobber die Wissenschaft aus einer Misere retten, die mittlerweile doch uns alle betrifft. Wir alle produzieren Stund-um-Stund Daten, zu deren Archivieren wir uns gezwungenermaßen machen. Jedes harmlose Geburtstagsfest beispielsweise zieht eine wahre Flut an Bild- und Filmmaterial nach sich, das in seiner rohen Form ja noch völlig wertlos ist und erst durch Bearbeitung, Kategorisierung, Systematisierung etc. pp. zu einem nutzbarem Datum wird.

Dieses Archivieren des eigenen Lebens hat sich ja nun auch die Poesiealbum-Plattform „Facebook“ zum erklärten Ziel gesetzt, insofern – so jedenfalls die Pläne ihres Vorsitzenden – ein jeder Facebook-User in Zukunft seine eigene multimedial unterstützte Autobiographie online stellen soll. Nun denn, wenn mittlerweile fast jeder dahergelaufene Fußballspieler mit Mitte20 seine Autobiographie zu besten gibt, sollte dieser Unsinn auch besser sozialisiert werden. Jedem seine Autobiographie, jedem sein eigenes Archiv, jeder sein eigener Archivar – so geht jedenfalls nichts verloren und jedem User ist die Facebook-Unsterblichkeit sicher (so lang der Server Strom hat und die Werbeeinnahmen sichergestellt sind).

Unser Zeitalter wendet sich fortschreitend zum Tragischen und zeigt dessen Dialektik in einer neuen Form. Das Glück in Form der technischen Möglichkeit, sich selbst durch Kategorisieren, Systematisieren, letztlich Archivieren der eigenen Existenz unsterblich zu machen ist gepaart mit dem Unglück des fehlenden Interesses an dieser Existenz – „Schon wieder kein Klick heute...“ – macht nichts, immerhin brauchte ein Freund einen neuen Freund ...

Und weil es der Grille ebenso geht, wird der Fels mutig den Berg hochgerollt: Ausgabe: 175; Thema: Archivieren; Stimmung: mittellustig; Tags: Hubble, Astronomie, Archiv, Trauerspiel, Facebook, Internet, Zukunft ... – like it! Grille.

# Flanieren

„Die Figur des Flaneurs. Er gleicht dem Haschischesser, nimmt den Raum in sich auf wie dieser“, schreibt Walter Benjamin im *Passagenwerk* und setzt nüchtern erklärend hinzu: „Im Haschischrausch beginnt der Raum uns anzublinzeln: ‚Nun, was mag denn in mir sich alles zugetragen haben?‘ Und mit der gleichen Frage macht der Raum an den Flanierenden sich heran.“ Nein, das sind keine Kopfgeburten eines Drogengetrübten, sondern die zur Sprache gebrachte Erfahrung, die vermutlich ein jeder schon einmal gemacht hat, ohne sie sich klar gemacht zu haben. Mit Flanieren ist hier gleichwohl nicht das – gottbewa(h)re! – wieder einmal anstehende Konsumhetzen im Weihnachtsgeschäft gemeint, in dem jedes Blinzeln verlorengeliebt – das des Raumes schon gar.

Worauf Benjamin hier hindeutet, gilt eigentlich für jedes gute Kunstwerk auch, insofern es ansprechend im buchstäblichen Sinne ist: es spricht uns an, erzählt uns von ihm und zumeist auch ungefragt – vorausgesetzt, man lässt es sprechen und verstopft ihm nicht das Maul durch Ignoranz und Vorurteil. Ebenso hört der Flaneur auf die Verlautbarungen, das Blinzeln des Raumes, durch den er flaniert. Ohne bei Einzelheiten sich aufzuhalten, lässt er sich im Erzählfluss des Raumes treiben, ohne ihn zu stören und zugleich ohne sich völlig zu verlieren. Gleiches zeichnet den Dialog mit einem Kunstwerk aus, wenn man es gewähren lässt.

Doch wie sieht es mit der Galerie aus, in der das Kunstwerk hängt oder steht? Ist Sie nicht ebenfalls wie eine Straße, auf der man flanieren kann – ein Raum, der als solches vernommen werden kann, auch wenn er selbst nur anderes als sich selbst ausstellen soll? Ist also die Galerie auch ein Ort des Flanierens und die Exponate selbst wie Passagen, in die der Flaneur eintreten kann, doch nicht muss?

Doch zurück zum Weihnachtsgeschäft und den Konsumkatakomben, die man neuerdings auch Galerien nennt, obgleich sie sich dem Flanieren standhaft sperren. Warum eigentlich? Weil sie genau das zum Prinzip erhoben haben, was den Flaneur sonst sanft ereilt. Sie blinzeln nicht – sie starren einen lüstern an; sie sprechen nicht, sondern schreien ohrenbetäubend. Sie sind wie ein Kunstwerk, bei dem auf Leinwand in fetten Lettern geschrieben steht: „Ich bin ein Bild gegen den Krieg“, und sonst nichts, wobei ein solches Kunstwerk noch Ironie bergen würde.

Und die Grille? – flaniert (wie jedes Jahr) durch den geschäftigen Tumult und blinzelt!

# Zahlen

„42“ war die Antwort des Supercomputers ‚Deep Thought‘, nachdem er die Frage der Fragen „nach dem Leben, dem Universum und dem ganzen Rest“ erst einmal siebeneinhalb Millionen Jahre berechnet hatte. So jedenfalls schreibt es Douglas Adams in seinem Kult-Roman „Per Anhalter durch die Galaxis“ und hatte dabei wohl unterschätzt, was er damit auslösen könnte – seitdem rauchen (nicht das gesunde, mit Tabak und so) die Hirne der Zahlenmagier und Zahlenmystiker aller Herren Länder und kommen nicht zur Ruhe. Was hat es mit dieser Zahl auf sich? „Die Antwort darauf ist ganz einfach“, schreibt Adams und fährt fort: „Es war ein Scherz. Es musste eine Zahl sein, eine gewöhnliche, relativ kleine Zahl, und ich entschied mich für diese. Binäre Darstellungen, Basis 13, Tibetische Mönche, das ist alles kompletter Unsinn. Ich saß an meinem Schreibtisch, blickte in den Garten hinaus und dachte ‚42 wird gehen‘. Ich schrieb es hin. Ende der Geschichte.“ Ende der Geschichte? Das wäre ja mal was, aber die Magie der Zahlen wird wohl nie ein Ende haben.

Man bedenke allein den volkswirtschaftlichen Schaden, den psychogene Patzer an den berühmten Freitagen den 13., allein im nächsten Jahr drei an der Zahl (Januar, April und Juli – ist das Zufall, dass es gerade \*drei\* Tage sind!?), verursachen und das noch im Vollzug der Euro-Krise. Wie viel Ehen wurden schon im „verflixten 7. Jahr“ geschieden, obwohl eigentlich nicht viel anderes passiert ist, als in den Jahren zuvor. Ähnlich magisch klingen die Milliarden und Billionen an denen gegenwärtig die Politprominenz ihr Grundschul-1x1 auffrischt und hierbei weit fatalere psychogene Patzer produziert. Doch die Statistik wird's schon richten, schließlich ist ihr seit jeher die Zahl das weichste aller Elemente.

Ach ja, ZUGUTERLETZT geben dann auch noch Zahlenspielereien mit dem Maya-Kalender die Erwartung kund, dass das nächste Jahr ein besonders langes Jahr werden wird, nicht etwa, weil es mal wieder ein Schaltjahr ist und am 29.02. ausnahmsweise Geburtstag gefeiert werden kann, sondern weil das Jahr gar nicht zum Ende kommt und am 21. Dezember (gewissermaßen incl. dem Leben, dem Universum und dem ganze Rest) den Fade out beginnt.

Nun denn, die Grille hält es da eher mit Pippi Langsstrumpf („Zwei mal drei macht vier, wiedewiedewid und drei macht Neune“) und nimmt es zu Recht mit den Zahlen oft nicht so genau: „Zahlen bitte – stimmt so!“ Ein Dreifaches Prosit auf die neuen 365, äh, ach so, Verzeihung, letzten 356 Tage.

2012

# Sonnenenergie

„Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen?“, fragte Friedrich Nietzsche in seiner „Fröhlichen Wissenschaft“ (III, 125) und scheint damit, vom heutigen Standpunkt aus, eher eine unzeitgemäße Betrachtung kundgegeben zu haben, liegt doch die Sonne momentan im Fokus aller energiepolitischen Bewegungen. „Brüder, zur Sonne, zur Freiheit“ ist eher die Losung der großen Energiekonzerne, die sich unter dem (schattenspendenden) Deckmantel des Umweltschutzes vor allem eines versprechen: Profit, und zwar in sonnigem Ausmaß. Und gerade die deutschen Profiteure haben ihr Handtuch schon längst am Sonnenpool der internationalen Energiewirtschaft gesichert, noch bevor andere überhaupt an der Rezeption eingechekkt haben.

„Gut so!“, reflektiert's von allen Dächern, schließlich ist uns Deutschen die Umwelt heilig – ja, fast so heilig wie das Geld, das mit ihr verdient werden kann. Und das noch mit gutem – ach, bestem Gewissen, das sich sogleich auch als Richter über alle Umweltsünder dieser Welt aufrichten kann. Doch wie rein die Luft ist, die dieses Gewissen atmet, ließe sich erst dann ermitteln, wenn die staatlichen Subventionen und diejenigen von Verbrauchern, denen das Geld für stromproduzierende Dachabdeckungen fehlt, wegfallen würden, denn bislang ist Solarstromproduktion das Luxusprivileg derjenigen, die ausreichend Kapital zur Verfügung haben, um Strom (und mithin Geld) sparen zu können, wobei das reine Umweltgewissen des Besitzers eines photovoltaikbestückten Eigenheimes vom Kleinverdiener, der sein Dasein in einer normalen, kohlestromversorgten Mietswohnung fristen muss, mitfinanziert wird. Aber das macht er doch gern – schließlich geht's ja um die Umwelt, oder?

In Sachen „Gewissen“ ist die Grille ja bekanntlich seit Pinocchio in den Expertenstand erhoben und ihre Expertise bezüglich dieser Frage fällt leider negativ aus. „Der tolle Mensch“, auf den sich das Eingangszitat von Nietzsche bezieht, ist auch in puncto Solarenergie auf dem Wege „fort von allen Sonnen“, denn in diesem sonnigen Geschehen glänzt letztlich wieder einmal einzig das Gold (siliziumzellenblau von den Dächern).

„Ist es nicht kälter geworden?“ fragt Nietzsche ein paar Zeilen weiter – „Oh ja!“, antwortet die frierende Grille (mit mangelnder Ökobilanz), wird ihr doch gerade an einem dieser sonnigen Tiefwintertage einmal mehr gewahr, dass die Sonne allein noch kein Badewetter macht. Hochdruck im Umkreis einer Kaltwetterlage ist ihr zutiefst suspekt. Brrrrrrrrrrrrrrrrrrrr!

# Spiritualität

„... wollte immer schon mal wissen, wer oder was da noch in mir steckt (Sternzeichen Zwilling/extrem neugierig)...“, beschreibt J. als einen ihrer Gründe, sich auf eine Reinkarnationstherapie einzulassen, bei der ihr in Hypnose frühere Leben vor Augen geführt werden, um das aktuelle besser in den Griff zu bekommen. Nun denn, die Grille könnte „Wohl bekomm’s!“ wünschen und es diesmal dabei bewenden lassen, wobei das leere Blatt die Leere, die verloschene Flamme (Nirwana) symbolisierte, die zu erreichen ja schließlich Ziel aller Inkarnationslehren ist – wäre da nicht dieser Zusatz: „Sternzeichen Zwilling/extrem neugierig“, der die Grille extrem neugierig macht (Sternzeichen Jungfrau, Aszendent Stier – passt das überhaupt?).

Wahrlich zwillingshaft ist das Bestreben besagter J., insofern sie, exemplarisch für viele Euro-Nomaden in östlicher Spiritualität, in der anderen Kultur nur einen Spiegel ihrer selbst erblickt, ist die Neugier doch eher eines der Leiden, die beispielsweise ein Buddhist zu überwinden bestrebt ist – aber das nur nebenbei. Extrem zwillingshaft zudem ist die Heilssuche westlicher Alltagsfrustraten sowieso, geht es in den allermeisten Fällen doch darum, dem leidbesetzten Alltag zu entfliehen und dabei unbemerkt die wesentlichen Merkmale desselben im Gepäck mit auf die Flucht zu nehmen – schließlich gehen die gewöhnlichen Gespräche nach der wöchentlichen Meditationssitzung zumeist um das frisch erworbene Meditationskissen (mit Biodinkel gefüllt) oder um das schicke Seidengeschmeide überm Herzchakra. Die wahre Tragik an dieser Selbstfindungstendenz ist, dass an ihrem Ausgangspunkt ein Selbst steht, das offenbar etwas an sich vermisst und auf der „extrem neugierigen“ Suche nach diesem Anderen doch nur den Zwilling des Anfangs findet.

„Na, dann war die Selbstsuche doch erfolgreich“, könnte der Zyniker hier nicht ganz zu Unrecht einwerfen, würde er nicht selbst die Ursache des Ausgangsbedürfnisses verdrängen: die Unzufriedenheit mit bzw. das Leiden an der eigenen Existenz oder wie auch immer man dies ausdrücken mag. „Unvermeidlich“, könnte sich hier der Buddhist einmischen, weshalb es auch darum ginge, diese Existenz in der Erkenntnis der Leere aller Dinge zum verlöschen zu bringen.

Das sei ihm unbenommen, retourniert die Grille nach ruhig besonnenem Selbstgespräch (Meditation) – aber ein Glas ist bekanntlich halb leer oder halb voll, je nach Perspektive. „Gießt es lieber wieder voll“, rät Ihnen vertrauensvoll die Grille (Rekomplettierungstherapeut – zertifiziert).

# Urheberrecht

Es ist 23<sup>00</sup> Uhr. Seit geschlagenen eineinhalb Stunden recherchiert die Grille nun schon nach Ideen zum Thema „Urheberrecht“, doch es will sich nichts einstellen, was in dieser allgegenwärtigen Debatte nicht schon 100fach plagiiert wurde. Was macht die Grille also? Das, was sie immer in solchen Situationen tut: sich erst einmal aufs Ohr hauen und in einem seligen Halb- bis Volldunkel auf die Lösung warten. Nach geraumer Zeit wird es wieder heller und die Grille gibt schöpferisch „Es ist 23<sup>00</sup> Uhr. Seit geschlagenen...“ als ihr geistiges Eigentum zum Besten und mehrt es in diesem Augenblick fortlaufend. Ein Einzelfall? Im Gegenteil – eine alt bekannte und bewährte Methode im schöpferischen Prozess, die seinerzeit Benjamin Franklin zur Konstruktion einer Apparatur bewog: Er stellte seinen Lehnstuhl auf eine Metallplatte und legte Metallkugeln in seine Handflächen, bevor er sich zum Dämmern zurücklehnte. Bei vollendeter Dämmerung wurde er sogleich vom Lärm der herabfallenden Kugel wach und konnte so kontrolliert den bekanntermaßen sehr kreativen Zeitraum zwischen Schlaf und Wachen nutzen. Geistige Schöpfung entsteht also zumeist (wenn nicht immer irgendwie) aus einem Halbdunkel heraus, für das man in jedem Strafprozess sofort mildernde Umstände bekäme. Das Urheberrecht hingegen fordert gerade hierfür die volle Bestrafung bzw. Belohnung. „Ohne Schuld handelt, wer bei Begehung der Tat [...] wegen einer tiefgreifenden Bewußtseinsstörung [...] unfähig ist, das Unrecht der Tat einzusehen oder nach dieser Einsicht zu handeln“, heißt es in §20StGB – nun ja, als „tiefgreifende Bewußtseinsstörung“ kann man Grillens oder Franklins Dämmerzustand im Ansatz schon bezeichnen; mit „Einsicht“ hat es auf alle Fälle nichts zu tun; und doch war sie bzw. er voll zurechnungsfähig im Sinne des Urheberrechts? – da stimmt doch was nicht.

Strawinsky scheint hier die Lösung parat zu haben: „Die Funktion des Schöpfers besteht darin, daß er die Elemente, die ihm die Einbildungskraft zuträgt, aussiebt“. Schöpfen besteht also nicht im Haben, sondern im Auswählen von Ideen? Doch woher stammt die Kreativität bei der Auswahl? Folgt diese bei neuen Schöpfungen nicht ebenfalls einer Eingebung von irgendwoher? Aus Gewohnheit oder gegebenen Regeln dürfte sie sich doch wohl nicht speisen, sonst ist das Schöpferische ja schon wieder futsch.

Die Grille hat jedenfalls nicht viel gewählt, sondern dämmernd die erstbeste Idee genommen; also keine creatio ex Grillhilo und deshalb (aber nur diesmal!) gemeinfrei.



## D13

„D13“ ist eine Potenzierungsangabe in der Herstellung homöopathischer Medikamente, die anzeigt, dass in der Tinktur ein bestimmter Verdünnungsgrad vorliegt: 1 ml Wirkstoff in 10 Milliarden Liter Verdünnungsflüssigkeit (also ungefähr ein Schnapsglas im Edersee verteilt). Auch wenn Botulinumtoxin (Botox) noch in dieser Konzentration tödlich wäre, ist bei einem solchen Verdünnungsgrad im Allgemeinen nicht gerade Gefahr im Verzug. Soll ja auch gar nicht, denn nicht der Wirkstoff als solcher hat hier eine Wirkung zu entfalten, sondern seine dynamisierte Form, die durch Schütteln und Schlagen nach jedem Verdünnungsschritt hervorgerufen wird.

Nein, nein, die Grille will sich jetzt nicht auf die Debatte einlassen, ob dies nun Hokusfokus ist oder nicht, sondern vielmehr einmal die Frage stellen, ob ein solches Verfahren vielleicht in der Kunst eine treffliche Anwendung finden könnte. Nicht etwa in der Weise, dass ein völlig weißes Bild als unendlich verdünnte Farbe interpretiert werden könnte oder ein leerer Raum als unendlich ausgedünnt. Eher in der Weise, dass ein Ausgangsgehalt verdünnt wird, dann (wie das in der Kunst fast immer der Fall ist) eine Phase der Prügel erleidet, woraufhin ein weiterer Schritt der Verdünnung anknüpft, bis schließlich ein leeres Bild oder ein leerer Raum am Horizont aufscheint (ein leerer Großraum mit Vitrine und frischer Brise hat dieses Stadium möglicherweise schon fast erreicht). Die Krux an dieser Analogie ist, dass die höheren, mehr geistigen Potenzen ihre Dynamik erst dann entfalten, wenn vom Ausgangswirkstoff fast oder wirklich gar nichts mehr vorhanden ist, so dass man sagen könnte, die Kunst vollendet sich bzw. erreicht ihre größte geistige Dynamik erst im leeren Bild, im leeren Raum, in der leeren Zeile...

[lieber Setzer, bitte hier eine Zeile zusätzlich frei lassen]

Tja, wie man sieht, hat auch die Grille keine Mühen und keinen \*potentiellen\* Ärger gescheut, sich mit dieser LEEREN ZEILE ungefragt an der documenta 13 zu beteiligen. Doch, wird sich der eifrig kunstbeflissene Leser jetzt fragen, was soll diese leere Zeile denn nun bedeuten? Eine Andeutung auf die buddhistische Lehre von der Leere und mithin die politische Situation in Tibet? Eine literarische Hommage an John Cages 4'33''? Eine kritische Auseinandersetzung mit Frau Christov-Bakargievs Verweis auf die pyrrhonische Skepsis? Eine Aufforderung an den Leser, die Zeile selbst zu füllen? Die Wirkung eines Zuckerkügelchen, getränkt mit einem homöopathischen D13-Stimmungsaufheller? Der Künstler schweigt – zurecht!

# Freies Thema

„... das Thema stelle ich der Grille diesmal frei“, schrieb der Redaktionsleiter des (K) unlängst und stürzte dieselbe pünktlich zum Sommerloch in ein Themenloch, aus dem sie nur sehr mühsam herauszukrabbeln vermag. Das fraglos sehr nette Angebot, diesmal völlig frei schalten und walten zu dürfen, erweist sich (wenn auch von einem so angenehmen Zeitgenossen wie unserem Redaktionsleiter sicher nicht beabsichtigt) als eine schier unauflösliche Aufgabe (jedenfalls für die Grille). Und zwar nicht etwa, weil es keine Themen gäbe – im Gegenteil: es gibt zu viele, ja unendlich viele. Alles kann zum Thema werden, und selbst dies ist schon wieder ein Thema.

„Ja, dann wähl halt eines und komm endlich zur Sache!“, könnte ein vorwitziger Leser nicht ganz zu Unrecht vorschlagen – wiewohl fragt es sich: welches? Die scheinbar so attraktive Freiheit der Wahl offenbart sich genau besehen als eine „Verurteilung zur Freiheit“, wie es schon Sartre formulierte, bei der es einem so ergehen kann wie Buridans Esel, der in der Mitte zwischen zwei Heuhaufen verhungerte. Es ist wie bei einer Urlaubsfahrt, auf die man das ganze Jahr hin gespart hat und dann angekommen nicht wirklich weiß, was mit der ganzen „freien“ Zeit anzufangen sei. Zum Glück gibt es dann häufig ein Animationsteam, das die leere Freiheit wieder tilgt und einem endlich sagt, was man tun soll. Ist ein solches Team nicht zugegen, bleibt zumeist nur Lethargie und Streit, oder verschärfter Aktionismus: Surfschule, Sightseeing, Lesen auf Kette. Was soll man auch sonst tun, wenn man alle Freiheit hat, das zu tun, was man wollen soll. Also machen wir irgendetwas, damit wir was machen, denn wer nix will, ist selber Schuld und soll sich ja nicht hinterher beschweren.

Zurück zum Thema „Thema“. Beim freien Thema ist die Situation noch prekärer als im Urlaub. Das Animationsteam fehlt, der Aktionismus setzt die Themenentscheidung bereits voraus und Lethargie ist langweilig – also: Streit! Ja, Streit mit dem Leser, das ist aussichtsreich. Nun denn, ran ans Werk! Also, lieber Leser, was die Grille Dir schon immer mal sagen wollte, ... **\*\*\* zensiert aufgrund jugendgefährdender Sprachfloskeln \*\*\*** ...[Lieber Setzer, Farbe bitte beigehalten] Soweit, so gut – und schon macht sich die kathartische Wirkung breit und die Grille kann die Freiheit des Themas jetzt richtig genießen. Freies Thema kann ja auch heißen, dem Thema selbst einmal frei zu geben, es nicht – wie sonst immer – voll in Anspruch zu nehmen – kurz: Auch Themen brauchen mal Urlaub! Sie werden schon sehen, was sie davon haben. Und die Grille? Sie fährt natürlich mit ihnen. Wohin? Sagt sie nicht!

# Hessenforst

„Der hydrostatische Antrieb ist bei Gradern einmalig und mit den fünf von Sany patentierten Schaltstufen ist der Grader vorwärts und rückwärts gleich schnell. Als Sonderausstattung lassen sich die Achsen elektrisch während der Fahrt sperren und auch die 100 bis 130 l Dieselverbrauch bei acht Stunden schwerer bis schwerster Arbeit können sich sehen lassen. Wenn der PQ190III A den Wirtschaftswegebau so spielend meistert, wird er auch im Straßenbau mit dem Verteilen von Füllboden hervorragend fertig. Und an Stelle des Heckaufreißers können wir als einziger Lieferant Vibrationsverdichter anbauen, was den Grader noch vielseitiger macht“, so Antonius von Papen, Dipl.-Forstwirt und Grader-Spezialist bei der Firma Bodo Global über den PQ190III A, der sogleich nach einer freundlichen Testvorführung durch Bodo Global in den Fuhrpark von Hessen-Forst aufgenommen wurde. (siehe [bauforum24.biz](http://bauforum24.biz)) Das war 2008 – und seitdem wird der hessische Wald immer gerader. Das hat immense Vorteile, denn gerader Wald in horizontaler Hinsicht ist besser für die Jagd (ganz nach dem Sinnspruch: „Waidmanns Heil – das ist die Sau, auf einer ebenen, grünen Au“) und in vertikaler Hinsicht ideal für die Holzwirtschaft, denn aus krummem Holze, das sagte ja schon Kant (wenn auch bezogen auf den Menschen), kann nichts ganz gerades gezimmert werden. Ein anständiger Grader war für Hessen-Forst also genau die richtige Anschaffung. Glückwunsch – nachträglich!

Unzeitgemäß sind dagegen Geschichten aus dem „old China“ (frei nach Rumsfeld), wie etwa die von Zhuangzi, der von einem Weisen erzählt, der einen riesigen, aber gänzlichen nutzlosen, weil krummen und übel-schmeckenden Baum mit den Worten begutachtet: „Das ist wirklich ein Baum, aus dem sich nichts machen läßt. Dadurch hat er seine Größe erreicht. Oh, das ist der Grund, warum der Mensch des Geistes unbrauchbar für das Leben ist.“ Unsinn! Brauchbarkeit hat unsere Maxime zu sein und deshalb: „Weg mit den alten Krummbuchen!“, die die wahren Konjunkturmöglichkeiten nur nach unten verbiegen. Verjüngung, Begradigung und Brauchbarkeit, das sind die Stichworte, die den hessischen Forst nachhaltig verwerten.

Und wie steht die Gille in dieser Entwicklung? Sie ist wie immer nutzlos – wird weder gejagt noch gefällt. Wäre sie nicht so klein, könnte sie mit Zhuangzi schließen: „wenn ich nützlich gewesen wäre – hätte ich jemals zu solcher Größe heranwachsen können?“ So bleibt ihr nur sächsisches Volksliedgut: „Waldeslust! Waldeslust! Oh, wie einsam schlägt \*deine\* Brust!“

## Verfall der dt. Esskultur

„Die Taktische Feldküche (TFK) ermöglicht durch die Montage auf einem geländegängigen Einachsanhänger und durch die sehr robuste und kompakte Bauweise eine optimale Mobilität. Innerhalb kürzester Zeit kann ein komplettes Menü für 250 Personen zubereitet werden und im Katastrophenfall können bis zu 600 Personen mit Einfachgerichten versorgt werden.“, schreibt die Firma Kärcher über ihre „Taktische Feldküche 250 (TFK 250)“ und gibt damit kund: Es gibt sie noch, die gute alte „Gulaschkanone“ – zumindest zu kaufen. Ob sie am Hindukusch die Verteidiger der Bundesrepublik „taktisch“ ernährt, weiß die Grille nicht, will sie auch gar nicht wissen, sondern vielmehr die Frage stellen, warum die gemeine Erbsensuppe so sehr aus der traditionell so verbreiteten Festmode gekommen ist. Hat sie doch alles, was ein festwütiger Nicht-Vegetarier so alles braucht: Speck, Eisbein, Würstchen und noch was dazu – und nicht zu vergessen: periodischen Nachklang in Windeseile. Warum also Chinanudeln aus der mobilen Garküche, Crêpes aus der Holzhütte mit der ranzigen Nougatcreme oder Falafel vom Dönerstand um die Ecke? Nichts da – jetzt ist Schluss mit Multikulti – die Grille ruft zur Renaissance der Erbsensuppe aus der Gulaschkanone (mit der echten deutschländer Wiener drin)!

Warum? Weil der Katastrophenfall nicht mehr lang auf sich warten lässt? Nicht ganz von der Hand zu weisen. – Oder in manchen Gegenden schon da ist? Auch nicht falsch. – Weil der Hindukusch täglich ein wenig näher rückt? Das stimmt allerdings. – Weil sie so lecker ist? Nun ja, das kann die Von-Haus-aus-Vegetarier-Grille nur bedingt entscheiden. – Weil die Winde schon ethymologisch mit dem Geist verwandt sind? Das stimmt zwar, ist allerdings in diesem Falle nicht wirklich zu erwarten. – Weil sie preiswerter ist als gegrillte Scampi? Auch das stimmt und könnte angesichts der desolaten Finanzlage in der Tat ein Grund sein. – Weil sie so herrlich matschig aussieht (und natürlich auch ist)? Das könnte Psychoanalytiker sicherlich interessieren. – Weil Erbsen empfängnisverhütend sind? Naja, da gibt es mittlerweile wohl bessere Mittel (obgleich im Verbund mit östrogenhaltigem Schweinefleisch...).

Ja was nun, Grille? Etwa nur, damit das so ausgezeichnete Wort „Gulaschkanone“ erhalten bleibt, als Akt der Erhaltung der Vielfalt von Wortbildungen? \*Die Grille nickt beschämt.\* Also nur taktisch, um dann doch zum Falafel zu greifen? \*Die Grille nickt und geht ab.\* Wohin? Ja, was glaubt Ihr denn...?

# Verpackung

„Verpackungen sind die Kleider der Dinge“, hätte die Grille hier gern einen anderen zitiert – fand ihn aber nicht und sagt es deshalb heute einfach mal selbst. Sie schützen vor der Unbill der äußeren Verhältnisse, sorgen für die Unversehrtheit der Dinge in der gnadenlosen Schroffheit der Welt, der sie sonst schutzlos ausgeliefert wären. Doch, ehrlich gesagt, ist dieser funktionale Aspekt irgendwie langweilig, weshalb die Grille anknüpfend erneut ansetzt: „Der Eros der Gabe liegt in ihrer Verhüllung.“ Das steht so wohl auch nirgendwo, obgleich es einen ganz wesentlichen Aspekt des Ganzen trifft. Was wäre die Gabe in ihrer unverhüllten Nacktheit? Die pure Obszönität! – die dem spannungsreichen Spiel des Eros jede Kraft nimmt, liegt doch gerade in der geschickten Verhüllung ein wesentliches Moment des erotischen Geschehens, insofern im Wechsel des Enthüllens und Verbergens sich der wahre Exzess anbahnt. Es ist das sanfte Hinweisen auf das Verborgene, womit die gute Hülle die Vorstellung reizt, ein entbergendes Verbergen, das die Lust bis zum Extrem steigert, ohne ihr sofortige Erfüllung zu gewähren. Erst durch die Hülle gewinnt die Gabe eine Eigenständigkeit, ja eine Persönlichkeit gegenüber demjenigen, dem sie dargebracht wird, weshalb FKK am Gabentisch ebenso unangebracht ist wie unbeherrschtes Zerreißen dieser Kleider. Im verhüllten Zustand entzieht sich die Gabe dem Geber und demjenigen, dem sie gegeben wird, gleichermaßen, birgt nur in diesem verhüllten Zustand ein Geheimnis, einen Zauber, der im Ziel der spielerischen Enthüllung eben nicht sogleich verschwindet, sondern der Erinnerung sich bewahrt.

Doch wie sieht aus, die ideale Hülle? Nun, sie sollte andeuten, ohne zu viel preiszugeben; sie sollte sich gegen ihre Entfernung wehren, ohne zu widerspenstig zu sein; sie sollte im Prunk dem verborgenen Dinge angemessen sich präsentieren, ohne allerdings zu bescheiden daher zu kommen; sie sollte mitunter den Stachel des Hindernisses nutzen, ohne dass es unüberwindlich erscheint; sie sollte äußerlich stilvoll und wohlgestaltet sein, ohne jedoch übermäßigen Skrupel vor ihrer Entfernung hervorzurufen. Erst dann wird die Enthüllung zu einem lustvollen Spiel, in dem die Wonne sich steigert, das Blut pulsiert, der Atem stockt und stoßweise sich Luft verschafft, bis schließlich nach wohlbemessener Zeit in voller Glut die Gabe ihr wahres Inneres offenbart und dem Spiel ein seliges Ende bereitet.

„Wohlan, ihr Geber – zieht hinaus und findet die angemessenen Hüllen für eure Gaben“ spricht die Grille nicht ohne ein Flehen am Schluss: „Und bitte, bitte, kein Zeitungspapier!“

# Neujahrsansprache

Meine Damen und Herren, liebe Leser,

ein ereignisreiches Jahr drängt wieder einmal seinem Zenit zu und öffnet den Horizont für eine rücksichtslose Rückschau wie unvorsichtige Voraussichten. Es ist viel passiert in diesem Jahr – Gutes, Schlechtes, ja schlechthin Gutes wie ebenso gut gemachte Schlechtigkeiten. Erinnern wir uns: Versprach das Jahr in seiner Wiege nicht vieles, was wir uns vornahmen? – ein Jahr der Vornamen gleichsam, in dem letztlich nur „Kevin“ schlecht abschnitt. Hat nicht auch vieles abgenommen und schwelgt nicht gar manches auch in royalem Zuwachs? Doch erst mit abnehmendem Wachs leuchtet das Licht, sagte Goethe sicherlich auch irgendwann einmal, ohne es zu notieren, womit das Rinnsal der zerfließenden Träume immer wohlbeschieden ist vom Schein des Augenblicks. Doch wir wollen nicht abschweifen, sondern im Glanze des Schweifs eines kometenhaften Jahres betrachten, welche Bahn es uns vorzeichnet. Was erwartet uns? Auf was warten wir? Ist nicht jedes neue Jahr ein Anwärter darauf, Besseres zu zeitigen? Wer bei Zuversicht zaudert, verzögert zaghaft Zukunft, sagt ein längst vergessenes chinesisches Sprichwort, und widerspricht darin vehement dem Geist des berühmten Mahners, der sprach, dass gestern erst morgen vorgestern sein wird. Nein, dieses wollen wir uns nicht zu eigen machen und den Geist der Trübsal mit dem Wort jenes aufstrebenden Landes vereiteln, insofern es uns eindringlich ermahnt, dass das morgige heute gestern übermorgen war.

Es ist Zeit, die Revue des Jahres passieren zu lassen und uns dem neuen Jahr anzunehmen. Doch geht es hierbei nicht nur um Annahmen – es gilt vielmehr, uns im Annehmen zu üben, das passive Hinnehmen in ein aktives Annehmen zu wenden, so dass wir uns wieder Hinwenden und es nicht nur bei einem Abwenden bewenden lassen. Die Zeichen der Zeit zeichnen zwar zwanglos ihr Bild in unsere Pläne und scheinen sie im gleisnerischen Licht des sich anbahnenden zu schmücken. Doch dieser Schmuck der Zeit kann eben auch blenden, zum blinden Flug einladen, was es zu vermeiden gilt, obgleich die Route dann festliegt, wenn wir glücksverliebt – etwas pathetisch gesagt – zeitnah einchecken, um leidlich Entferntes schnell zu erreichen. Es kommen also Chancen, die das Kommende anbietet, und vor deren Ergreifen wir uns der Flucht enthalten sollten. Wohlan, meine Damen und Herren, liebe Leser, die Grille schließt das Jahr mit einem unausgesprochenen Wort der Zuversicht.

2013

# Spenden

„Gabe gibt es nur, wenn es keine Reziprozität gibt, keine Rückkehr, keinen Tausch, weder Gegengabe noch Schuld“ schreibt der französische Philosoph Jacques Derrida und verweist damit auf einen Grundwiderspruch, der bei jeder Gabe oder Spende sich vordrängt: Die Gabe verblasst mit dem Edelmüt des Spenders, wenn dieser auch nur mit einem Auge auf die Spendenquittung schießt, die ihm die Rückvergütung sichert. Ja, handelt es sich in diesem Fall überhaupt um eine Gabe, oder nicht vielmehr um eine geschickte Form der Neu- oder Umverteilung von Gütern? Nach Derrida liegt eine Gabe im engeren Sinne hier nicht vor und er geht gleich noch einen Schritt weiter: Kann die Rückvergütung nicht ebenfalls die Form eines guten Gewissens annehmen, der Versicherung der eigenen Nächstenliebe, kurz: des besseren Gefühls angesichts der vollbrachten Wohltat? Und ist in dieser Ausweitung der Rückvergütung eine Gabe nicht überhaupt verunmöglicht? Ist die Gabe dadurch nicht insofern entlarvt, dass sie mehr oder zumindest auch für die Bedürfnisse des Gebers da ist und derjenige, für den die Gabe bestimmt ist, lediglich zu einem Mittel für die Befriedigung dieser Bedürfnisse wird? Ja, gibt es eine freie Gabe dann also gar nicht?

Das ist in der Tat der Schluss, den Derrida folgerichtig zieht: „Die Gabe als Gabe dürfte letztlich nicht als Gabe erscheinen: weder dem Gabenempfänger noch dem Geber“. Eine freie Gabe wäre demnach nur möglich, wenn keinem der Beteiligten bewusst ist, dass es sich um eine Gabe handelt. Das scheint dem ersten Blick völlig unsinnig zu sein – dem zweiten jedoch weniger, wenn er ehrlich auf die jährlichen Weihnachtstauschgeschäfte unter dem Baum, die jährliche Valentinstags-Blumenjagd wie auch den Ostereiterrausch gerichtet ist. Da hilft auch die edle Festtagsspende für „Brot für die Welt“ oder andere nur wenig, sind doch auch diese in den Gabentausch einbezogen, der direkt mit guten Gefühlen bezahlt.

Was tun? Das Spenden lassen und lieber noch ein Collier in das Osternest legen? Das wäre sicherlich die falscheste Lösung. Sich eingestehen, dass jede Spende dem Kauf eines guten Gefühls oder gar Gewissens gleichkommt? Das wäre zumindest eine ehrliche Variante. Trotzdem nach einem Weg für die freie Gabe suchen und beizeiten darüber berichten? Das nimmt sich jedenfalls die Grille vor und spendet freiweg und mit wachsendem Einsatz diesem Problem Aufmerksamkeit. Ganz uneigennützig – versteht sich.



# Ehrenamt

„Waaaas? Du hast kein Ehrenamt?“, könnte eine betont erschütterte Rückfrage lauten, die mittlerweile sogar angeregte Partygespräche zum Verstummen bringt, wobei sich betretene Blicke auf die Person bündeln, die mit dieser Frage bedacht wurde. Eine solche Situation ist zumeist scheinbar nur so zu kitten, dass die betreffende Person etwas in der Art antwortet wie: „Nein, momentan nicht – aber ich habe schon länger überlegt, ob ich nicht ...“ Dann ist die soziale Anerkennung wieder in den Standby geschaltet und die Party kann beruhigt ihren Fortlauf nehmen. – Ja, das Ehrenamt hat Konjunktur und wird jüngst von staatlicher Seite aus auch noch umfänglicher gefördert – aber diese Diskussion will die Grille nun nicht aus dem alten Hut zaubern, sondern vielmehr die Frage stellen, was passieren würde, wenn die betroffene Person etwa so geantwortet hätte: „Nein, ich habe kein Ehrenamt – ich übernehme nur Aufgaben, die mir Freude machen.“ Den Sturm der Entrüstung, der im Anschluss auf diese Person einbrechen würde, kann sich jeder selbst in seiner Einbildung formen. Was aber, wenn diese Person wie folgt nachsetzte: „Ich würde nie eine Aufgabe übernehmen, an der ich keine Freude habe, um mich dann dafür mit Ehre bzw. sozialer Anerkennung bezahlen zu lassen!“

Das könnte möglicherweise für ein kurzes nachdenkliches Verstummen des Aufschreis sorgen, zeigt diese Aussage doch, dass das Ehrenamt der gleichen Logik folgt, wie die der scheinbar so normalen Arbeitswelt, in der es durchaus gängig ist, sich für freudlose Tätigkeiten bezahlen zu lassen. Ja, umfassender noch als in der Arbeitswelt, in der die Freudlosigkeit einer Arbeit nicht unbedingt proportional höher bezahlt wird, steigt die Ehre und soziale Anerkennung mit der von außen imaginierten Freudlosigkeit der mit dem Ehrenamt verbundenen Tätigkeit. Je schwerer das Amt ist, das ich mir wähle, umso mehr werde ich mit Ehre belohnt, so lautet die Logik, gegen die sich die genannte Person wendet. Sie impliziert zugleich, dass es scheinbar automatisch etwas Freudloses, Belastendes, gar Schlimmes sein muss, wenn man sich etwa sozial engagiert oder anderen seine Hilfe anbietet, für das dann eine Entlohnung (und sei's auch mit Ehre) selbstverständlich ist. Aber ist es nicht vielmehr so, dass solche Tätigkeiten meist gewinnbringender, freudiger, ja lustvoller sind als manche ausschließlich konsumorientierten Aktivitäten? Wenn nicht – lasst sie zum Wohle aller Beteiligten lieber sein!

Die Grille zieht amtlich ab mit einem zünftig schmetternden „Habe die Ehre!“

# Stadtmusik

„...der Klang [ist] der einzige Unterwurf (*subjectum*) der Music“, schreibt Johann Mattheson bereits 1739 in seinem Hauptwerk „Der Vollkommene Capellmeister“ und wendet sich damit recht radikal gegen alle wissenschaftliche Behandlung der Tonkunst, die sich lediglich auf tonale und harmonische Verhältnisse in mathematischen Formen richtet. Auch wenn Mattheson noch von einer natürlich gegebenen Sympathie (und Antipathie) von Klängen ausging, die das Musikalische letztlich entscheiden, ist in diesem Ansatz bereits ein Vorbote der Einbeziehung des Raumklangs, des Hintergrundgeräuschs, ja letztlich des Gesamtklanggeschehens in die Musik zu sehen, die spätestens 1952 mit John Cages Stück 4'33'' vollzogen wurde, bei dem der Pianist (oder das Orchester) vier Minuten und dreiunddreißig Sekunden nichts spielt. Hört man vor diesem Hintergrund das 1995 entstandene Werk „city life“ von Steve Reich, in dem er recht umfangreich Samples von Stadtgeräuschen mit Orchestermusik mischt, lässt sich nach dieser zugegebenermaßen etwas arg akademischen Einleitung endlich die wirklich spannende Frage stellen: „Wie musikalisch klingt eigentlich eine Stadt?“

Jeder, der schon einmal an der Bushaltestelle vor dem Bahnhof einer südeuropäischen Großstadt genächtigt hat (der Grille fehlen hier genaue statistische Daten über die Häufigkeit eines solchen Vorkommnis), weiß, dass Zweitaktmotorräder ein solches städtisches Nachtklangbild mit einiger „Gehörigkeit“ prägen können. Ebenso ist der Klang einer nächtlich leergefegten Fußgängerzone, der der Grille durchaus auch sehr vertraut ist, zwar insofern fair, als er selbst einer Nachtigall eine Chance zur Teilnahme lässt, insgesamt jedoch eher dem klanglichen Esprit von Schuberts „Winterreise“ vergleichbar – selbst dann, wenn es gerade mal kurz Sommer ist. Überhaupt ändert sich die Musik der Stadt mit den Menschen, die sie bewohnen, mit der Sprache, die sie sprechen, mit den Verkehrsmitteln, die sie bevorzugen, mit dem Temperament, das ihren Umgang miteinander prägt, kurz mit ihrer besonderen Art der Öffentlichkeit, die sie leben. Dies wundert allerdings wenig, sind sie doch das Ensemble, das diese Musik der Stadt mit ungehemmter Alltäglichkeit präsentiert und zelebriert, ohne sich gleichwohl dieser Rolle immer bewusst zu sein. Und doch sagt dieser Klang viel über den Charakter einer Stadt aus, über (zumeist nicht naturgegebene) Sympathien und Antipathien, über Bewegung und Ruhe, ihren Rhythmus also. Grillen hört man übrigens in diesem Treiben zumeist nur noch in geisterstadtartigen Neubaugebieten – aber leise sind wir trotzdem überall dabei...

# Camping

„Die moderne Linie der Inneneinrichtung wurde beibehalten, mit einem großen Hauptschlafzimmer, einem luxuriösen Badezimmer und einem geräumigen Wohnzimmer mit voll ausgestatteter Küche... Dieses Modell ist mit einem, zwei oder drei Pop-Out-Elementen und einer Garage für einen Mini Cooper erhältlich“, preist ein Anbieter für Luxus-Wohnmobile sein 510 PS-LKW-Mobil an und gibt dieser Produktreihe noch das zwingende Motto: „Your way of freedom“. Da sich die Campingplatzsuche bei einer solchen mobilen Zweiraumwohnung aufgrund der immensen Größe recht schwierig gestaltet, kann die im Motto angesprochene „Freiheit“ sich wohl lediglich darauf beziehen, dass man in einem solchen Mobil selbst in der fernsten Fremde stets zuhause geblieben ist. „Aber ist das denn noch Camping?“, fragt da der überzeugte 3-Mann-Kuppelzelt-Purist mit stolzgeschwellter Empörung. Ist Camping nicht vielmehr, wie es ein verbreiteter Camper-Spruch nahelegt, der Zustand, in dem man die „eigene Verwahrlosung als Erholung empfindet“, also die abstrakte Negation des bürgerlich gesitteten Lebens, der zwanghaft unbequeme Ausbruch aus den Zwängen des Alltags?

Die Grille wagt sich in dieses definitorische Spannungsfeld mit der These, dass idealtypisch jede solide Campingbiographie den geschichtlich manifestierten Zivilisationsfortschritt im individuellen Felde nachbildet. Eine solche Biographie beginnt zumeist archaisch im transportablen Kleinzelt, ohne Kühlmöglichkeit, Bestuhlung, Tisch und strombetriebener Schnellkochstelle. Dieses scheinbare Zurück-zur-„Natur“ währt meist nicht lang, da schmerzende Glieder, ranzige Frühstücksbutter und unerträgliche Kochzeiten bei windigem Wetter die Überzeugung nähren, dass zivilisatorischer Fortschritt doch auch seine guten Seiten hat. Dies ist der Zeitpunkt, an dem sich Camping-Kulturen ausbilden: Die einen halten am nomadischen Zeltlager fest, stattdessen es aber von Jahr zu Jahr mit neuen Kulturgütern aus, die die nomadische Existenz etwas näher an den gewöhnlichen bürgerlichen Alltag anlehnen, bis hin zum Zeltplatz mit eigener Sanitärparzelle. Die anderen überspringen hastig mehrere Zivilisationsstufen und mieten sich gleich einen Wohnwagen oder ein Wohnmobil, von dem der Sprung zur fahrenden Zweiraumwohnung nur durch den Graben eines sechsstelligen Betrages getrennt ist. Die allermeisten Camping-Archaiker haben jedoch von der stufenförmigen Nachbildung der Zivilisationsgeschichte die Nase voll und buchen im nächsten Jahr ein Hotel.

Und die Grille? – überprüft die These jährlich vor Ort.

# Bücher

Der Umgang mit Büchern ist ein stets geeichter Barometer der Kulturentwicklung. Am extremen Tiefdruckrand finden sich die mannigfachen Bücherverbrennungen, die seit dem ersten chinesischen Kaiser Qín Shǐhuángdì bis zu den Koranverbrennungen in den USA und Afghanistan der letzten Jahre ein finsternes Kulturwetter anzeigen. Das gegenteilige Extrem bleibt hingegen noch unbestimmt, warten die Menschen doch seit jeher auf einen Zustand, dem beste Wetterlage in Sachen Kultur beigemessen werden kann. Allerdings lassen sich zwischen diesen beiden Extremen sehr gut aktuelle Tendenzen ablesen wie geplante Bibliotheksschließungen, mangelnde Nutzung derselben, aber auch ein pragmatistisch zugerichteter Begriff von Lesekompetenz (reading literacy) als Grundlage für internationale Schulvergleichsstudien (PISA & Co.), oder die Verabschiedung von Papier und Buchdeckelpappe zugunsten von elektronischen Standardlesegeräten mit dem Charme von Spielzeugmaltafeln.

All dies fällt jedoch nur unter einen Parameter zur Bestimmung der kulturellen Großwetterlage: den fragwürdigen Umgang mit dem Kernkulturgut Buch. Die Qualität der produzierten Bücher misst sich dagegen eher mit einem kulturellen Hygrometer, der im einen Extrem äußerste Wässrigkeit und schwitzig vernebelte Perspektiven anzeigt und im anderen staubtrockene und sprödeste Sachlichkeit. Wie guter Wein für die Erhaltung seines Geistes die mittlere Position des Hygrometers bedarf, so gilt diese Stelle im übertragenen Sinne auch für ein gutes Buch. Schaut man sich vor diesem Hintergrund die Auslage einer beliebigen Kettenbuchhandlung an (der akkumulative Verfall des Buchhandlungswesens gehört übrigens mehr zum ersten Parameter), so findet sich im Sachbuchsektor nur allzu häufig eine wachsende Verwässerung im Popularistischen flankiert von der spröde dogmatischen Sachferne im unendlich scheinenden Sumpf der Ratgeberliteratur. Im Belletristischen west ebenfalls immer öfter der empirische Existenzbeweis einer coincidentia oppositorum, wenn sich hier schweißtriefende Schwülstigkeit mit trockensten Sachbeschreibungen verbunden zeigen, ohne die goldene Mitte auch nur gestreift zu haben. Und warum nicht jeder, der eine gewisse Zeit gelebt hat, gleich ein Buch über diese schreiben muss, versteht sich ausnahmsweise mal von selbst.

Nach umfassender und selbstredend gelungener Kulturkritik und Kollegenschelte lehnt sich die Grille freiweg zurück und genießt unter wollnem Tuch ein gutes B \_ \_ \_.

# Titel

„Wir sind documenta!“, hätte es seit fast sechs Jahrzehnten im Kasseler Kollektivbewusstsein lauten können, doch die stolz geschwellte Brust kam erst durch die UNESCO mit einem echten (!) Titel. „Wir sind Welterbe!“, kann jetzt jeder Kasseler von sich behaupten und trägt diesen Ruhm gerade so vor sich her, wie mancher frischgebackene Doktor nach Erhalt der Urkunde sofort zu seinem Klingelschild rennt, um die längst vorgefertigte Plakette mit dem „Dr.“ vor dem Namen zu montieren. Tja, Titel verändern eben deren Träger und im hierarchieverliebten Deutschland sowieso, schließlich sind Titel zunächst gar nichts anderes als die Anzeige eines spezifischen Platzes in einem hierarchischen Gefüge. In anderen Ländern heißt ein jeder, der irgendwie lehrend tätig ist: „Professor“, während in deutschen Landen eine hochspezialisierte Nomenklatur dafür sorgt, dass der Professorentitel mit besonderen Zusätzen versehen ist, der die „wahre“ Leistung desselben anzeigt. In diesem Land will man es also ganz genau wissen, mit wem man es zu tun hat und zudem die eigene „Leistung“ in hierarchisch adäquater Weise gewürdigt wissen. Titel und die Leistungen, für die sie vergeben werden, scheinen somit eng zusammenzuhängen – das klingt selbstverständlich, oder!?

Beim Welterbe „Bergpark“ wird es mit der Leistung schon gleich schwierig. Wem gebührt der Titel eigentlich? Den Landgrafen, die ihn haben bauen lassen; den Ingenieuren, die in geplant haben; den vielen Arbeitern, die ihn mit viel Schweiß angelegt haben? Eines ist sicher – am wenigsten haben die gegenwärtigen Kasseler Bürger dazu beigetragen. Die eindeutige Zuschreibung fällt in anderen Bereichen, in denen Titel vergeben werden, ähnlich schwer, schließlich kann man sich fragen: Wer hat etwa die „Leistung Abitur“ erbracht, wenn dieser Titel erworben wird? Die betitelte Person? Das Glück einer guten kognitiven Konstitution? Ein Gruppe gut motivierender Lehrer? Unterstützende oder strietzende Eltern? Etc. pp. Ohne die Einbeziehung der Bedingungen, unter denen etwas entstanden ist, für das ein Titel verliehen wurde, bleibt derselbe selbstherrlich. Bezieht man sie mit ein, so relativiert er sich in seiner individuellen (oder auch kollektiven) Zuschreibung. Dies könnte zu der generellen These führen, dass Titel umso mehr nach außen getragen werden, je weniger der eigene Anteil an ihnen ist.

Doch will die Grille dieser These nicht weiter nachgehen – sie nutzt die sommerliche Atempause lieber für ausgedehnte Spaziergänge und verjuxt ihr Welterbe.

# Jugendkult

Der Traum der ewigen Jugend bahnt sich über kulturelle Grenzen hinweg seinen Weg durch die Geistesgeschichte. Vom Lebenselixier über den Jungbrunnen bis zu gegenwärtigen Altersfitnessprogrammen – es gilt: jung sein ist fraglos gut und allemal besser als alt auszusehen. Damit ist aber das Hauptstichwort schon gefallen: Aussehen! Postuliert der vehement falsch zitierte Spruch Juvenals, „mens sana in corpore sano“, in dieser Form eine Einheit, dergemäß ein gesunder Kopf nur auf einem gesunden Körper sein Dasein fristen könne, macht sich im neueren (möglicherweise auch im älteren) Jugendwahn eine eigentümliche Dissoziation breit: alte Köpfe auf jungen Körpern. Ohne hier epidemische Panik verbreiten zu wollen, erstreckt sich dieses Phänomen auch immer öfter auf diejenigen, die naturgemäß (aufgrund des Alters) einen jungen Körper haben. Das fast greisenhaft anmutende Einstehen für hergebrachte Wertvorstellungen, die panische Angst, sich für (gesellschaftliche oder sonstige) Veränderungen zu engagieren, das Festhalten an Gewohntem und es als der Weisheit letztem Schluss zu halten, scheint immer häufiger nur von der Umkehrform der Dissoziation Widerspruch zu erfahren: denen mit alten Körpern und jungen Köpfen.

Doch genug der Jugendschelte! Beweist doch die Shell-Jugendstudie scheinbar das gerade Gegenteil: Die gegenwärtige Jugend hat eine pragmatische Wertorientierung, wohnt so lang es geht bei Mama, ist optimistisch, auch was die Globalisierung betrifft, ist selbstredend leistungsorientiert und interessiert sich mittlerweile wieder etwas mehr für Politik (natürlich nur, wenn sie persönliche Interessen betrifft). Obgleich, sind das die jungen Köpfe, die Lenin im Sinne hatte, als er sagte: „Wer die Jugend hat, hat die Zukunft“? Sein Traum von Zukunft war der einer grundlegenden gesellschaftlichen Veränderung, auch wenn deren Umsetzung dann gründlich schiefgelaufen ist. Kein Wunder, würden die gegenwärtigen jungen Köpfe wohl sagen, schließlich ist es so, wie es ist, doch gar nicht so schlecht. „Positiv Denken ist ‚in‘“, heißt es auf der Website der Shell-Studie. Fragt sich nur: Ist dies nun die Chance auf eine neue Sicht von Zukunft oder eher ein Symptom von kollektiver Frühvergreisung?

Die Grille will hier nicht vorschnell entscheiden und hält es mit dem vollständigen Zitat des Satirikers Juvenal: „Orandum est, ut sit mens sana in corpore sano“ („Beten sollte man darum, dass in einem gesunden Körper ein gesunder Geist sei.“)

## Vernunft [im Glas]

„Habermas papam!“ titelte einst der Tagesspiegel und die Kasseler Presse hätte es ihm jüngst gleich tun können, wurde doch dem gegenwärtig meistzitierten deutschsprachigen Philosophen, dem Philosophie-Papst gleichsam, ein „Glas der Vernunft“ überreicht. Auch wenn manche seiner Kollegen sicher spötteln, er hätte mal früher aus diesem trinken sollen, will die Grille hier nicht zu einer Kollegenschelte anheben, sondern sich lieber mit der Verfassung des Glasinhaltes beschäftigen. Schaut man sich in der Welt um, ohne die Details zu fokussieren, was den Blick aufs Ganze wieder zunichtemachen würde, so hat es den Anschein, man solle besser von der „Vernunft im Glas“ sprechen. Eingelegt und vakuumiert strahlt sie in ihrer allen sichtbaren Unwirksamkeit, und in jedem, dem sie vorgeführt wird, entstehen die Gefühle von Angst und Faszination, gleich wie sie ein in Alkohol eingelegter Fötus mit Geburtsanomalien in einem medizinhistorischen Museum hervorruft.

Woher stammt die Angst, oder mindestens Ambivalenz gegenüber diesem dem Menschsein wohl Eigentümlichsten? Aus den Sinnen? Den Trieben? Dem Machtstreben? Oder dem mangelnden Mut, sich ihrer zu bedienen? Mut gehört in der Tat dazu, der Stimme der Vernunft in Zeiten der globalen Unvernunft (es gab wohl niemals andere) ein Ohr zu leihen, zumal dieses so umfänglich mit dem Schmalz der alltäglichen Ideologien verstopft ist und wird – selbst ein „Q-tips der Vernunft“, welchen Ehrentitel man zuweilen vielleicht auch Habermas zusprechen könnte, bringt hier bekanntermaßen nur kurzzeitige Linderung.

Aber vielleicht ist es lediglich die Richtung, aus der man die Stimme der Vernunft zu vernehmen müssen glaubt, die die Angst vor ihr und die Taubheit ihr gegenüber hervorruft, hält sich doch beständig die Mär, Vernunft sei etwas, was bedeutende Männer und Frauen uns kundgeben und andere es lediglich vernehmen können oder dürfen. Diese Richtung ist in der Tat beängstigend, zumal wenn diese Vernunft von den bedeutenden Männern und Frauen mal so und mal anders gefasst wird, von den schmutzbedingten Hörfehlern mal ganz abgesehen. Das Ohr des eigenen Inneren hingegen hat mit solchem Schmutz nicht zu kämpfen, obgleich man es erst aufsperrern muss, um die Vernunft hören zu können. Erst also wenn dieser Korken gezogen ist, kann sich die Vernunft wie ein Flaschengeist lebendig entfalten.

Die Grille grüßt mit einem schallenden „sapere aude!“, lehnt sich zurück und lauscht dem süßen Gesang der Vernunft bei einem Glas des Saftes, der ihr seit jeher zugeneigt ist.

# Tod

„Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“, schrieb Paul Celan 1948 bekanntermaßen in seiner Todesfuge und meinte damit die Meisterschaft deutscher Gründlichkeit in Sachen Tod und Vernichtung. Ahnen konnte er nicht, wie meisterlich sich dieses Land auch in der Bewältigung dieses geschichtlichen Abgrundes geriert. Reden wir einmal nicht von den 20 Jahren der Ignoranz und den weiteren 20 Jahren der hysterischen Bindung an jenes geschichtliche Ereignis – reden wir lieber von den letzten 20 Jahren seit der Neuformierung dieses Landes, die das Begraben dieser Geschichte unter steinernen Stehlen, ein ebenso hysterisches Wiederaufrichten eines Nationalgefühls (gebaut auf militärischer, ökonomischer und sportlicher Weltpräsenz) mit der Bildung eines neuen gesellschaftlichen Aussatzes verbinden konnte, wobei die neue Entwürdigung und Entrechtlichung (mithin innere Vernichtung) nun den schmucken Verwaltungstitel „Hartz IV“ trägt bzw. das beschönigend als „Leiharbeit“ bezeichnet, was de facto „Sklaverei“ bedeutet. Das Botox, das die geschichtlichen Falten dieses Landes und ihre Schattenschläge weggeglättet hat, lässt das deutsche Gesicht in einer neuen, schaurig leblosen Maske erstrahlen, hinter der sich die alten Narben und neuen Wunden eiternd verbergen. Der Spiegel der Geschichte wird zeigen, wie schnell der Eiter die schöne Maske der Fäulnis anheimgeben wird.

Das neue Heer der Ausgeschlossenen, an die bei dem „Wir sind wieder wer...“ des neuen Deutschlands nicht gedacht ist bzw. die als Verdrängte dieses „Wir“ allererst ermöglichen, pflegt gezwungenermaßen einen eigenen Umgang mit dem Tod. Die Massengräber von damals unterscheiden sich nur graduell von den Feldern der namenlos Begrabenen, die sich aus der Position der Exklusion keine würdige, geschweige denn exklusive Beerdigung leisten können. „Sklaven“ heißen seit der Antike diejenigen, die keine Bürger sind, was ungebrochen für Leiharbeiter unter der Knute gieriger Unternehmer ebenso gilt, wie für diejenigen, die im Kerker der Nichtvermittelbaren ihr Dasein fristen – namenlos im Leben wie im Tod. Das Nervengift Botox schafft frisches Antlitz durch das Abtöten lebendigen Gewebes – das neue Gesicht dieses Landes ist auf gleiche Weise erkaufte: auf Kosten eines neuen Sklaventums sowie derjenigen, die dazu gar nicht erst kommen, weil sie vorher im Burggraben Europas jämmerlich ersaufen.

Und die Grille? – verweigert die „Schwarze Milch der Frühe“ (Celan) und erträgt dieses Land nur auf Grund der Entscheidung, sich zunehmend lautstark ihm zu erwehren.



# Eine Mär über drei Brüder

Es waren einmal drei Brüder, die lebten in einem kleinen Dorf weit hinter den sieben Bergen. Ihre Mutter war früh gestorben und der Vater war in den Jahren sehr verbittert über ihren Tod. Er vollbrachte kaum noch sein Tagewerk und verhielt sich immer schlechter gegenüber seinen Söhnen, die sehr unter ihm zu leiden hatten. Der jüngste Bruder lehnte sich stark gegen die Gewalt des Vaters auf, was ihm nur noch mehr Schläge einbrachte. Der älteste Bruder versuchte hingegen immer wieder, das Verhalten des Vaters zu verteidigen, während der Mittlere so gut als möglich dem Vater aus dem Wege ging.

Eines Tages, als der Hof schon fast verfallen war, starb der Vater schließlich, und die drei Brüder verließen den Hof und strebten je in unterschiedliche Richtungen in die Welt hinaus. Der Mittlere ging auf Wanderschaft und diente bei verschiedensten Herren, um für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Eines schönen Tages kam er in ein Königreich, in dem ein böser König sein Unwesen trieb und dessen Stadthalter er als seinen älteren Bruder erkannte. Der Mittlere sagte zu sich: „Er setzt es also fort“, und ging seiner Wege, ohne seinen Bruder getroffen zu haben. Einige Zeit später wurde er von einer Gruppe Vogelfreier gefangen genommen, in dessen Anführer er seinen jüngeren Bruder erkannte. Von diesem unerkant sah der Mittlere, wie sein Bruder seinen Kumpanen im Kampf gegen einen schrecklichen Fürsten übel zusetzte und sie mit Gewalt zu schlimmsten Taten zwang. Dem Mittleren gelang aber die Flucht und er sagte erneut, als er in sicherer Entfernung weilte: „Er setzt es also fort“.

Als der Vater nun schon zehn Jahre verstorben war, rief der Mittlere seine Brüder zu einem Gedenktreffen zusammen. Der Älteste und der Jüngste erzählten, wie es ihnen ergangen war und kamen über ihre jeweiligen Ziele sehr in Streit. Nur mit viel Mühe und Ermahnungen ob des traurigen Anlasses ihres Treffens gelang es dem Mittleren, seine Brüder zu beruhigen. Als die Eintracht wiederhergestellt war, fragte der Mittlere seine Brüder, warum sie das täten, was sie erzählt haben und erinnerte sie an ihre leidvolle Kindheit. Dann sagte er zu ihnen bestimmt: „Ihr setzt es also fort“. Die zwei Brüder waren darüber so aufgebracht, dass sie den Mittleren in Rage erschlugen. Dann gingen sie auseinander und sahen sich nie wieder.

Ja und die Moral von der Geschichte: Lauteres Licht, erträgt man nicht!

Und die Grille? – begeht einen weiteren Jahreswechsel voller Grimm über die scheinbar unabwendbare Wahrheit dieser Mär.

2014

# Stifter

„Alles zerfällt im Augenblick, wenn man nicht ein Dasein erschaffen hat, das über dem Sarge noch fort dauert. Um wen bei seinem Alter Söhne, Enkel und Urenkel stehen, der wird oft tausend Jahre alt“, schreibt Adalbert Stifter in seiner Erzählung „Der Hagestolz“ und gibt damit den so überaus verbreiteten Wunsch kund, den Nachkommen (und damit der Nachwelt) Spuren von sich zu hinterlassen. Was aber, wenn man als ein solcher Hagestolz, also ohne Nachkommen, auch noch stolz vermögend ist? Das Hagestolzenrecht, das bis zum ausgehenden 18. Jh. galt, sah hier eine klare Regelung vor: Wer im zeugungsfähigen Alter seiner Zeugungsfähigkeit in Form von Nachkommen nicht nachgekommen ist, vermachte sein Vermögen zwangsweise dem Leib- oder Grundherren oder nach Preußischem Gesetzbuch von 1791 (I,12 §235) den Armen. Aber was macht man heute mit seinem Vermögen, wenn man keine Nachkommen hat oder über so viel Besitz verfügt, dass man die Kinder und Enkel mit ihm nicht über Gebühr belasten will? Ganz klar, man wird Stifter – kann man doch mit der Gründung einer Stiftung seine Finanzspur nicht nur auf Ewigkeit festsetzen, sondern ihr mit dem Stiftungszweck auch eine individuelle Note verleihen. „Mit seinem Stiftungszweck schreibt der Stifter seine individuelle Biographie fort“, heißt es bei den FAQ's der Stifter-Homepage [www.die-stiftung.de](http://www.die-stiftung.de), was dem Stiftungswesen ganz gut auf die Spur kommt.

In Zeiten wie den unsrigen, wo hierzulande zunehmend immer weniger immer mehr und immer mehr immer weniger Finanzmittel zur Verfügung haben, boomt folgerichtig auch das Stiftungswesen, wobei es fortschreitend ein besonderes Vergnügen zu bereiten scheint, diese individuelle Biographie-Fortschreibung schon zu Lebzeiten in ihrem Fortschritt zu genießen. Die Kehrseite eines Booms – sei's Minirocktragen, Autobiographien schreiben oder eben stiften – ist zumeist, dass sich viele dem Trend anschließen, die es lieber hätten bleiben lassen sollen, also etwa Klein-Stifter, die die Tragik (vielleicht schon zu Lebzeiten) ereilt, dass ihre auf ewig zweckgebundene Spur nur allzu schnell das Zeitige segnet, da die Stiftung schlecht organisiert oder über zu wenig Mittel für eine bessere Organisation verfügt. Die Friedhöfe, die solche Finanzgräber beherbergen, werden demgemäß mit diesem Boom auch proportional wachsen.

Ja, und was stiftet die Grille? Lediglich den Gedanken, in diesem Punkt das Preußische Gesetzbuch zu reaktualisieren. Ansonsten hält sie es mit Laotse's Wort: „Wer gut zu gehen weiß, bleibt spurlos“, und geht spurlos stiften...

# Minimalismus

„Ohne Smartphone, Kindle bin ich dem ganzen Terror ja gar nicht ausgesetzt. Ich amüsiere mich lieber über die 1 und 2-Sterne Kritiken zu Büchern auf Amazon. Danach ‚brauche‘ ich sie dann nicht mehr.“, schreibt Tanja Heller in einem Kommentar auf dem Minimalisten-Blog „Die Entdeckung der Schlichtheit“ und gewährt dem Leser damit (vermutlich ganz unfreiwillig) einen tiefen Blick in die eigenwillige Dialektik des Lebens eines Minimalisten. Will dieser sich befreien von Konsumzwängen, von der Unübersichtlichkeit der Gegenstände, die ihn täglich umgeben, indem er diese auf wenige reduziert, um auf diesem Wege sich selbst wiederzufinden, so ist dies ja nur möglich, wenn er die Spreu vom Weizen trennt. Das bedeutet, er muss permanent entscheiden, was für ihn wichtig ist und was nicht, also sein Leben einer Dauer-Kritik unterziehen. Das klingt erst einmal aufklärerisch gut und in der Tat müssen wir alle uns dieser Alltagskritik unterziehen, zumindest dann, wenn wir jahreszeitadäquat mal wieder ausmisten. Der Minimalist ist da allerdings strenger gegen sich selbst, will er doch nur das Allerallernotwendigste, also 100 Sachen oder so. Das bekommt er aber in der Tat nur hin, wenn er ausschließlich die schlechten Kritiken bezüglich der Dinge in seiner Alltagswelt liest – kurz: dieser Weg der Selbstfindung gelingt nur, wenn ein Großteil dessen, was die Vielfalt dieses Selbst ausmacht, permanent negativ besetzt wird.

Das Positive-Thinking-Pendent zu diesem Weg ist das Leben eines klassischen Messie, insofern dieser entsprechend ausschließlich die 5-Sterne-Kritiken bezüglich möglicher Alltagsgegenstände liest und naturgemäß die Bude voll hat. Im Unterschied zum meist bildungsbürgerlich geschulten Negativ-Messie (also dem Minimalisten) gilt der positive im öffentlichen Diskurs eher als krank und asozial, während sich der Minimalist, mit pseudo-buddhistischem Rankwerk umgarnt, weit besser verkaufen kann. Dialektik sei Dank, zeigt sich die Basis-Theorie eines klassischen Messies noch weit minimalistischer, als es je ein Minimalist gewagt hätte, ist jenem schließlich nur eine einzige Sache wirklich wichtig, nämlich „Alles“. Da sich der minimalistische Bildungsbürger an das echt-buddhistische Pendant, das „Nichts“ (Nirwana), nicht herantraut, steht er somit hinter einem echten Messie halbherzig zurück.

Und die Grille? Sie packt ihre sieben Sachen (vielleicht: Bücher, Musik, Frühling, Mitmenschen, Zigaretten, Lebensmittel, Humor) und genießt die Früchte der Dialektik in verschwenderischer Einfalt.

# Jubiläum

Das (k) wird 200; die Grille wird 50 – gibt's was zu feiern oder was? Na sicher, wird jeder ganz spontan antworten und sich dem Zuspruch aller sicher sein. Aber warum eigentlich? Wenn wir Weihnachten feiern, dann feiern wir doch (vom nachträglichen christlichen Überbau einmal abgesehen), dass die Tage von nun an wieder länger werden – das ist wirklich gut nachvollziehbar, orientiert sich dieses Fest (wie Ostern ebenfalls) ja an dem natürlichen Jahreszyklus und hat eben deshalb einen Inhalt. Der Karneval ist wie ehemals die römischen Saturnalien und die griechischen Dionysien ein Fest der Fruchtbarkeit, aber gleichfalls der politischen Kompensation – auch ein guter Grund. Ja und wenn ein jeder von uns Geburtstag feiert, dann feiern wir, dass wir überhaupt und immer noch da sind – das macht ebenfalls Sinn. Alle diese Gründe sind qualitativer Natur, haben eine direkte Beziehung zu einem natürlichen, politischen, religiösen oder eben individuellen Ereignis.

Aber warum feiern wir ein 30. Dienstjahr, einen 50. Geburtstag oder ein 200. (k) nun ganz besonders? Was ist hier Inhalt und Sinn? Man traut sich die offenbare Wahrheit kaum auszusprechen: Das Dezimalsystem! Wir feiern einen rein quantitativen Wert, eine rein abstrakte Dauer, kurz: Nullen! – Nun könnte man dem entgegenhalten, dass es ja nicht um die reine Dauer gehe, sondern um die Sache, die so lange gedauert habe, schließlich feiert man ja Goldene Hochzeit, weil die Ehe so lange gehalten hat. Dem wäre allerdings zu entgegnen, dass dann die Anzahl doch ganz gleichgültig wäre und man ebensogut nach 52 Jahren oder 46 Jahren Goldene Hochzeit feiern könnte. Warum nimmt man nicht, wenn das Dezimalsystem keine Rolle spielte, ein ganz besonders gutes Jahr für einen solchen Anlass, ein Jahr, das durch ganz besondere Ereignisse sich auszeichnete? Das ist bestimmt nicht nur deshalb der Fall, weil man eine lorbeerumkränzte „49“ (auch im einschlägigen Fachhandel) sicher vergeblich suchen wird. Also seien wir ehrlich – es ist das Dezimalsystem!

Aber was passierte, wenn wir von diesem abstrakten Brauchtum Abstand nähmen? Die Sache liegt auf der Hand: Wir würden vermutlich jedes Jahr auf's Neue zögern, ob das nächste Jahr nicht vielleicht doch noch besser (oder umgekehrt: vielleicht noch schlechter) werden wird. Wir würden vermutlich gar nicht mehr oder dauernd groß und ausgedehnt feiern...

Die Grille hält sich da eher an die letztere Variante und ist deshalb auch immer voll dabei, wenn die Dezimalzahlverfechter ihre Großfeste feiern. Herzlichen Glückwunsch, liebes (k)!

# Staub

Der Frühling ist da und überall in Stadt und Land werden Wohnungen, Gärten, Autos und was sonst noch so den Alltag bestimmt geputzt, oder besser: gereinigt. „Der Staub ist Geschichte“, heißt es allenthalben, wobei sich niemand klar macht, dass dieser Satz nicht nur im übertragenen Sinne einen Sinn ergibt, sondern ebenfalls (wenn nicht noch mehr) im buchstäblichen. Genau genommen hat diese Reinigung von Haus und Hof schlicht einen rituellen Charakter, in dem sich ein archaischer und zyklischer Geschichtsbegriff ausdrückt. Ebenso wie die Frühlingsfeste vieler Völker dieser Erde oft mit rituellen Reinigungen einhergehen, werden Haus und Hof vom Staub und Dreck des vergangenen Jahres befreit, um einen Neuanfang zu initiieren. So schreibt der vergleichende Religionswissenschaftler Mircea Eliada, „daß es überall eine Vorstellung vom Ende und Anfang einer zeitlichen Periode gibt, die auf die Beobachtung biokosmischer Rhythmen gegründet ist und sich in ein größeres System eingliedert, in dasjenige der periodischen Reinigungen nämlich ... und der periodischen Erneuerung des Lebens.“ (Kosmos und Geschichte, II,1) Die früh-jährliche Staubbeseitigung wäre demnach eine periodische rituelle Erneuerung – die Geschichte als immer neu entstehend.

Was aber, wenn man die Staubbeseitigung eher nach einem neuzeitlichen Geschichtsbegriff orientierte, der nicht nur längere Perioden aufweist, sondern zudem noch mit einem Fortschrittsgedanken aufwartet? Ein Putz hätte dann eher die Bedeutung einer Revolution, die man zum Einen bekanntlich nicht allzu oft initiieren sollte und die zum Anderen auf dem Fundament des Alten aufbaut, um es in neuem, aber verändertem Gewande fortzuführen. Der Staub käme bei einem solchen Putz eher den Sedimenten der Geschichte gleich, die man zwar revolutionär zu beseitigen bestrebt ist, die sich jedoch an vielen Orten erneut ablagern.

Wie nun, wenn man in der Geschichte der Geschichtsbegriffe noch weiter fortschritte und den modernen Gedanken der Geschichte als großer Erzählung mit dem Putz in Verbindung brächte? Käme es dann darauf hinaus, dass man lediglich erzählt, dass man den Staub beseitigt habe, oder vielleicht auch beseitigen hätte können? Ja, und welche Zeichen würden dann darauf hindeuten, dass es wieder einmal an der Zeit wäre? Und gälte es nicht vielmehr, die Zeichen der Geschichte (den Staub also) besser zu bewahren für die Erzählung der Nachkommenden?

Die Grille ist ratlos und erzählt lieber periodisch von großen Putz-Revolutionen, auf die bisher immer jakobinische Phasen folgten.

# Fußball

Es ist mal wieder soweit – die Quadratur des Kreises bzw. die Verkuglung des Quaders bestimmt die Bühne dieser Welt und Millionen betrachten euphorisch, wie jeweils 22 Männer versuchen, jenes Rätsel möglichst oft zu lösen. Alle vier Jahre fragte sich die Grille (obgleich sie sich national gesehen dauernd fragen könnte), was das Faszinierende dieses Ereignisses ausmacht und ist nun endlich und ultimativ zu einer unumstößlichen Antwort gelangt, die sie voll und ganz befriedigt: im Fußball feiert die Menschheit ihre gemeinsame utopische Idee einer ästhetisch verfassten Gesellschaft. Gewiss, dies bedarf einer kurzen Erläuterung.

Den Schlüssel zu dieser Antwort gibt Schiller – nein, es geht nicht um die berühmte Geschichte von Jogi Wallenstein und Kaiser Franz, sondern um Schillers „Ästhetische Briefe“: „... der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt“, heißt es im 15. Brief, und dass hier nur der Fußball gemeint sein kann, versteht sich gleichsam von selbst. Wenn 22 testosterongeschwämmte Spieler sich zusammenfinden, in einem völlig regelgerechten Ablauf miteinander umgehen und dabei (zuweilen) auch noch Freude empfinden, so ist das so ziemlich ungefähr dasjenige, was Schiller mit der Vereinigung von Sinnlichkeit und Vernunft, Sachtrieb und Formtrieb, ja letztlich Begierde und Moral im Sinne hatte. Und in der Tat zeigt sich hierin, dass das Bestreben, das Runde in das Eckige zu befördern, eigentlich die gelebte Quadratur des Kreises in Bezug auf das Menschsein ist, denn wo macht sonst das Einbinden von triebhaft-sinnlichen Ansprüchen in sittlich-geregelte Strukturen auch noch Spaß?

Aber Schiller geht in seiner ästhetischen Fußball-Philosophie sogar noch einen Schritt weiter, ist doch das Spiel gewissermaßen das Paradigma für einen idealen „ästhetischen Staat“, wenn er diesen im 27. Brief wie folgt beschreibt: „Freiheit zu geben durch Freiheit ist das Grundgesetz dieses Reichs. Hier darf weder das Einzelne mit dem Ganzen, noch das Ganze mit dem Einzelnen streiten. Nicht, weil das eine nachgibt, darf das andere mächtig sein: hier darf es nur Sieger, aber keine Besiegten geben.“ „Dabeisein ist alles“, sagt sich das Schweizer Team sicher jedes Mal, wenn es dabei ist, und kommt damit der Idee des Ganzen sicher am nächsten, geht es doch darum, gemeinsam diese Idee der Menschheit zu zelebrieren.

Und die Grille? Sie hält nicht nur aus ästhetischen Gründen zum Mann in Schwarz und schwenkt dabei die Fahne des Grundgesetzes, das jener Idee zumindest im Ansatz folgt.

# Elektromobilität

„Immer unterwegs – aber bitte nachhaltig!“, heißt es auf der Internetseite des Bundesministeriums für Verkehr und digitale Infrastruktur (BMVI), wo man ebenfalls erfährt, dass bis 2020 eine Million Elektromobile auf deutschen Straßen ihr Unwesen treiben sollen, schließlich seien sie nachhaltig, leise und alles was sonst noch so gut für die Umwelt ist. Auf der gleichen Seite strahlen dann noch auf einer Sonderfläche unter der Überschrift „Verkehr und Mobilität“ die Zeilen: „Mobilität ist zentrale Voraussetzung für wirtschaftliches Wachstum, Beschäftigung und Teilhabe des Einzelnen am gesellschaftlichen Leben.“ Aha, denkt die Grille, sollte das Ausrufezeichen im Eingangszitat also doch lieber hinter „Immer unterwegs“? Es ist Reiner Höger, Director Engineering Governance bei Continental, der Klarheit in die Sache bringt, wenn er in einem Interview schwärmt: „Für die Power-Pendler, die jeden Tag 60 km fahren müssen, ist das E-Fahrzeug ideal.“ Aber können „Power-Pendler“ wirklich nachhaltig sein? Und könnte die „nachhaltige, bereits heute alltagstaugliche Neue Mobilität“, von der der Bundesverband eMobilität e. V. auf seiner Homepage visioniert, vielleicht einen grundlegenden Widerspruch in sich bergen? Ja, was wäre eigentlich eine wirklich nachhaltige Mobilität?

Die Grille wagt sich mit einer gänzlich unzeitgemäßen, weil wirklich zukunftsgewandten These in die Wirren des E-Mobilitätsdiskurses: Das personale Paradigma einer nachhaltigen Mobilität ist Immanuel Kant! Er wohnte zeitlebens in Königsberg, ging (!) zur Universität und machte nachmittags um vier Uhr seinen Spaziergang und zudem waren seine Vorlesungen über die Geographie fremder Länder und das Leben fremder Völker, die er sämtlich nur aus Büchern und Erzählungen kannte, weitaus am beliebtesten; sprich: er ist viel herumgekommen in der Welt, und zwar ohne immer unterwegs zu sein. Vor diesem Hintergrund lässt sich jene These dann auch noch auf Boulevard-Niveau herunterbrechen: Geistige Mobilität ist gut, physische hingegen schlecht. Klar kann nicht jeder Universitätsprofessor werden und sich eine Wohnung in Uninähe leisten – aber als „regulative Idee“, die dazu dienen kann zu entscheiden, in welche Richtung eine wirklich nachhaltige Mobilität gehen könnte, langt die These allemal. Also nochmal: Physische Bewegung kostet Energie und genau deshalb sollte man sie möglichst nachhaltig vermeiden.

Und die Grille? Sie bleibt sowie so am liebsten dort, wo es am schönsten ist, liest die Welt im Buch und tankt ab und an mal ein Glas, wenn der Akku gerade leer ist.



# Kunst und Kommerz

„Die Kunst folgt den Strömen des Geldes“, lautet die Überschrift eines Artikels des Portals kunstmarkt.com, der eine Analyse des globalen Kunstmarktes vornimmt und somit den aktuellen Stand einer Entwicklung darlegt, die spätestens 1987 mit dem Verkauf von Van Goghs Sonnenblumen ihren Anfang nahm. Das Interesse an Kunst als Anlageobjekt ist seitdem enorm gestiegen, lassen sich mit Kunstwerken doch beachtliche Renditen erwirtschaften. So brachte Sigmar Polke im Zeitraum von 1970 bis 1995 30,1 % Rendite im Jahr und Anselm Kiefer immerhin 28,1 %, wie einem anderen Artikel des Portals zu entnehmen ist. Kunst ist also lukrativ und kann die Gewinne durch Aktien oder andere Wertanlagen zuweilen klar überbieten.

Nun wird sicher jeder erwarten, dass die Grille sich in den allgegenwärtigen Strom des bildungsbürgerlichen Entsetzens über diese Entwicklung einreihet. Aber weit gefehlt – hat die Grille doch eine Idee, wie sich der Wirtschafts- und Finanzstandort Deutschland nachhaltig sanieren kann. Diese Idee drückt sich in dem Leitspruch aus: Wir brauchen keine Facharbeiter und ebenso wenig IT-Spezialisten oder Wirtschaftsunternehmen – Nein, was wir brauchen sind Künstler. Deutschland ist rein statistisch gesehen geradezu prädestiniert dafür, die Finanzmärkte dieser Welt mit guten Wertanlagen (Kunst) zu versorgen, rangieren doch nach dem Kunstkompass 2014 des ManagerMagazins unter den ersten sechs der weltweit am meisten ausgestellten (letztlich auch verkauften) Künstler vier aus deutschen Ländern. Dass sich dieser Standortvorteil ausbauen ließe, liegt auf der Hand – allerdings bräuchte es einiger weniger gesellschaftlicher Umstrukturierungen. Würde Deutschland dem Diktum von Josef Beuys folgen, dass „jeder Mensch ein Künstler“ sei, und es in seiner wirtschaftlichen Tragweite ernster nehmen als sein Urheber, dann müsste lediglich das gesamte Bildungssystem auf musische Fächer, ja unser gesellschaftliches Leben auf künstlerisches Schaffen hin umgebaut werden und Deutschland würde über die Jahre hinweg zu einer effizienten und global unschlagbaren Künstlerkolonie und Produktionsstätte für Wertanlagen (Kunst). Wenn 80 Millionen Bundesbürger den globalen Kunstmarkt überschwemmen, bleibt wenig Chance für die Länder, die sich dann weiter mit der Produktion von Autos etc. beschäftigen können. Allerdings müssten die Gewinne sozialverträglich umgelegt werden, weil nicht jeder in diesen globalen Rankings die Nase vorn haben kann. – Die Grille schwingt schon mal die Pinsel, ganz nach dem neuen Motto: „Der Kunst folgen Ströme von Geld“.

# Apfel

Was machen eigentlich diese niedlichen Apfelmännchen, die in den 90er Jahren allpräsent die postmodernen Augen mit bunt-fraktaler Selbstähnlichkeit überschütteten? Sind sie etwa auch dem wachsenden Sterben der Artenvielfalt von Äpfeln zum Opfer gefallen, das in den letzten Jahren das Bild in unseren Einkaufsmärkten charakterisiert? Mag sein, mag sein – obgleich die Logik des Entstehens dieser possierlichen Männchen recht eng mit der Logik zusammenhängt, die jener Reduktion der Vielfalt zugrundeliegt. Man nehme einen Algorithmus, und setze nach erster Ausführung das Ergebnis in die Ausgangsparameter ein (Iteration) und führt diese selbstbezügliche Operation noch ein wenig öfter durch ... und siehe da: ein Apfelmännchen mit seinen selbstähnlichen Rändern ist geboren... So ziemlich ähnlich ist das auch bei den zwei Duzend der aktuellen Spitzenreiter-Äpfel, wenn man dem Altapfelsortenbewahrer Eckart Brandt aus Großenwörden Glauben schenkt: „Fast alle sind Folgen eines züchterischen Sündenfalls ... fast alle modernen Sorten stammen vom Golden Delicious ab, weil er unendlich fruchtbar ist – er trägt unendliche Mengen ... leider haben sich diese Pesteigenschaften richtig gut mitvererbt, so dass die ganzen Golden-Delicious-Kinder ohne Spritzmittel gar nicht klar kommen.“ („Unser Apfel“, NDR, 10/2013)

Ähnliche Pesteigenschaften, die einer ähnlichen Logik entstammen, offenbaren sich dann aber auch jedem Shopping-Nomaden, der zwecks Neuentdeckung andere Städte bereist und dort lediglich das gleiche Sortiment an Handelsketten vorfindet wie in seiner „Ausgangsstadt“ – die Grille vermeidet den Ausdruck „Heimatstadt“, denn in diesen selbstähnlichen Einkaufstraßen ist man ja überall gleich zuhause und findet auch überall nur die gleichen Produkte – auch hier haben sich eben nur die fruchtbarsten planmäßig durchgesetzt...

Was aber wäre, wenn diese Tendenz zur variationsreduzierten Langeweile auch die Folge des großen Sündenfalls wäre, bei dem der Apfel ja wohl auch eine nicht ganz unentscheidende Rolle in der selbstähnlichen Fortentwicklung des homo \*sapiens\* spielte. War es nicht auch diese vernunftbegabte Art, die in ihrer Fortentwicklung einige „Pesteigenschaften“ mitvererbte, die in der Folge nur durch technische Hilfsmittel im Zaum gehalten werden können...? Ja?! Was tun? Das menschliche Erbgut mit ein paar Neandertaler-Genen veredeln? Oder die aktuelle Vernunft mal wieder mit ein paar alten Arten des Denkens auffrischen?

Die Grille ist ratlos, setzt sich den Apfel auf den Kopf, wartet auf Amor und will getroffen werden!

# PopArt

„Ich glaube, wenn ich in den Spiegel sehe, werde ich NICHTS sehen. Man nennt mich immer einen Spiegel, und wenn ein Spiegel in einen Spiegel sieht, was ist dann zu sehen?“, schreibt Andy Warhol in seinem Buch „Die Philosophie des Andy Warhol von A bis B und zurück“ von 1975 und bringt damit recht plastisch auf den Punkt, was PopArt sein wollte und ist: Der Spiegel einer Gesellschaft, die selbst nichts weiter als eine große Spiegelfläche darstellt, eine Welt des Scheins, hinter dem sich kaum noch was, oder besser: NICHTS verbirgt. Ob dieses NICHTS nun die Gestalt einer Suppendose oder einer Hollywood-Ikone annimmt, so sind diese Gestaltungen nur unterschiedliche Facetten dieser Spiegelfläche, die insgesamt aus einem Material gestrickt ist, das eine Erscheinung darstellt, der ein hinter ihr liegendes Wesen abhanden gekommen ist. Es ist wie beim Geld, für das man sich Waren kaufen kann, die nur deshalb für Geld kaufbar sind, weil sie zuvor zu Geldwerten verwandelt wurden. Die Selbstbespiegelung der Werte wäre demnach die Spiegelfläche, die sich in der PopArt wiederum selbst spiegelt und dabei sieht, dass sie NICHTS ist.

Und nun!? Warhol beschreitet im Umgang mit diesem Spiegelphänomen fast buddhistische Wege, wenn er schreibt: „Ein Kritiker hat mich mal das ‚personifizierte NICHTS‘ genannt, und das hat meiner Definition von ‚Existenz‘ nicht gerade weitergeholfen. Dann habe ich festgestellt, daß Existenz selbst nichts ist, und da ging es mir gleich besser.“ Auch wenn eine solche popartbuddhistische Gelassenheit ein jedes Weihnachtsgeschäft sicherlich weit besser ertragen ließe, ist dieses Lachen im Nirwana der Konsumverliebtheit sicher nur ein Weg, den Spiegel zu spiegeln. Horkheimer/Adorno beschreiben beispielsweise die Konsumenten so, „daß die Idee des ihnen Eigentümlichen nur in äußerster Abstraktheit noch fortbesteht: personality bedeutet ihnen kaum mehr etwas anderes als blendend weiße Zähne und Freiheit von Achselschweiß und Emotionen.“ („Dialektik der Aufklärung“) Bei dieser Beschreibung verstummt das Lachen eher, nicht weil dieser Spiegel etwas anderes spiegeln würde, als die beschriebene große Spiegelfläche, sondern eher deshalb, weil sie nicht vergessen, dass auch dieser große Spiegel von jemandem hergestellt worden ist, der sich erst im Nachhinein aus dessen Bild getilgt hat: der Mensch. An verschiedenen Stellen dieses Spiegels allerdings blitzt er dann doch manchmal hervor, wenn man genau hinsieht – denn gänzlich tilgen lässt er sich wohl nicht...

Und die Grille? Sie geht wie immer knallbunt und ungeputzt zum Glühweinstand!

# Rückblick und Vorsatz

Es ist Jahresende, Jahreswechsel, Jahresanfang – Zeit der Inflationen von Rückblicken. In den Medien, bei der Weihnachtsfeier, beim lausigen Winterspaziergang – überall wird rückgeblickt was das Zeug hält... Aber was machen wir denn da eigentlich, wenn wir zurückblicken, fragt sich die zugedeckte Grille mit molliger Lehnstuhlphilosophenmine. Wir erinnern uns an wichtige Ereignisse des Jahres, oder etwa nicht? Doch wer oder was entscheidet denn, was wichtig war in diesem Jahr? Entscheidet sich die Wichtigkeit nicht erst durch den weiteren Verlauf der Dinge? Und ist damit der Rückblick nicht immer nur in gegenwärtiger Perspektive, was uns aktuell als wichtig erscheint? Ja, sind durch die Entwicklung bis zur Gegenwart nicht die Ereignisse, wie sie waren, ganz andere geworden? Sind uns die Ereignisse, wie sie wirklich waren, oder wie sie uns noch vor einem Monat rückblickend erschienen, nicht völlig unverfügbar? Schauen wir also, wenn wir zurückblicken, nur ein wenig tiefer in unsere Gegenwart hinein?

Doch wie sieht es mit der ebenfalls am Jahreswechsel üblichen Inflation von Vorsätzen aus? Unterliegen sie nicht dem gleichen Problem, nur in umgekehrter Richtung? Wird ein Vorsatz nicht getroffen vor dem Hintergrund der Bedingungen, die in der Gegenwart bestehen? Werden sich nicht in Zukunft diese Bedingungen notwendigerweise ändern und mit den geänderten Bedingungen auch der Vorsatz? Kann ich überhaupt Vorsätze fassen, wenn mir die Bedingungen, unter denen ich sie einhalten möchte, gar nicht verfügbar sind? Und müssen Vorsätze nicht notwendigerweise misslingen, wenn sich nicht gerade zufälligerweise in der Zukunft ähnliche Bedingungen einstellen, wie sie in der Gegenwart bestehen?

Ist aber unser Ärger über nicht eingehaltene Vorsätze nicht wiederum verständlich und konsequent, weil uns zum Zeitpunkt des nicht eingehaltenen Vorsatzes der getroffene Vorsatz nur im Rückblick zugänglich sein wird und somit die Bedingungen, unter denen der Vorsatz getroffen wurde, wiederum nur im Rückblick erscheinen und als wirklich gewesene unverfügbar sein werden? Haben damit gelungene Vorsätze also etwas notwendig Zufälliges an sich, da man im Rückblick die Ähnlichkeit der Bedingungen für den gelungenen Vorsatz zu denen, unter denen er getroffen wurde, gar nicht feststellen kann?

Im Rückblick auf das Gesagte nimmt die Grille sich vor, die Welt in Zukunft wieder etwas fragwürdiger erachtet zu haben.

2015

# Solidarität

Solidarität hat Konjunktur. Ein jeder solidarisiert sich mit allerlei und drückt damit irgendwie seine Verbindung mit einem anderen oder einer Gruppe aus, wobei das Wort „Solidarität“ mittlerweile eher im Sinne einer Anteilnahme oder einer Übereinstimmung darin, wem man zustimmt und was man ablehnt, gebraucht wird. Solidarität bedeutet immer mehr eine allgemeine Verbindung, die jedoch letztlich unverbindlich bleibt. So hat man sich schnell mal solidarisiert und lässt es dann auch gleich wieder bleiben, wenn ein nächstes Solidarangebot ins Haus steht – flüchtig ist sie geworden, die Solidarität und sei sie auch eine Solidarität mit Flüchtlingen, die nur dann in den Fokus kommt, wenn die Presse das Sommerloch mit einem gekenterten Flüchtlingsboot stopft.

Es zeigt sich hier das allgemeine Phänomen, dass eine inflationäre Verwendung eines Begriffs zu dessen inhaltlicher Aushöhlung führt, wodurch er seine einmal besessene Bedeutung einbüßt, insofern er für allerlei verwendet wird. Begriffe werden hierdurch fortschreitend unbrauchbar, da sie nichts Klares und Differenziertes mehr bezeichnen. Entsprechend offenbart sich bei genauerem Hinsehen, dass die Solidarität in der Bedeutung, die sie vom römischen Recht über die Gewerkschaftsbewegung bis hin zur gesetzlichen Krankenversicherung einmal gehabt hat, alles andere als Konjunktur hat.

Nimmt man etwa die gesetzliche Krankenkasse als Beispiel für eine Solidargemeinschaft, in der als „soziale Beziehung ... bestimmte Arten des Handelns jedes an der Beziehung Beteiligten allen Beteiligten ... zugerechnet wird, daß also sowohl die Chancen wie die Konsequenzen ihnen zugute kommen bzw. ihnen zur Last fallen“, wie Max Weber (Wirtschaft und Gesellschaft, I,§11) das Solidaritätsprinzip ausdrückte, so werden in den letzten Jahren immer häufiger Stimmen laut, die dieses Prinzip in Frage stellen. Ob nun gefordert wird, dass Raucher höhere Beiträge zahlen sollen oder gar Eltern, die ihr pränatal als behindert diagnostiziertes Kind doch zur Welt bringen wollen – Solidarität ist gut, solange sie einen nicht finanziell beeinträchtigt. Ähnliches vollzieht sich im Europa des Euro, das von der Bundesbank 1990 noch als eine „nicht mehr kündbare Solidargemeinschaft“ projiziert wurde. Am gegenwärtigen Umgang mit Griechenland wird überdeutlich, wie weit auch hier sich der Schwerpunkt des Interesses an dieser Solidarität auf die Chancen beschränkt, ohne die Konsequenzen mittragen zu wollen.

Und die Grille? Sie träumt ungebrochen von der Internationalen Solidarität und schließt solidarisch trotzig mit: „Je suis tous!“

# Fragen

Wer stellt eigentlich heute noch richtig gute Fragen? Nein, nicht solche wie Günther Jauch in seinem Millionen-Multiple-Choice-Test; auch nicht google-Anfragen im Stile von: „Wer weiß, wie ich in Word ein Bild einfüge?“, oder solche nach dem Weg zur nächsten Bushaltestelle. Dies sind alles Fragen, auf die es eindeutige Antworten gibt – und an der Art der Antwort lässt sich schnell entscheiden, wie gut eine Frage war. Das kann jeder Interviewer schnell bestätigen, hat er doch den Alptraum eines Interviews vor Augen, das lediglich aus solchen Fragen besteht, auf die mit „Ja“ oder „Nein“ geantwortet werden kann. Ja-Nein-Antworten können natürlich durchaus praktisch sein, aber wer würde schon auf die Frage: „Hast Du Feuer?“, mit: „Das ist eine wirklich gute Frage“, antworten. Ähnlich sieht es mit den berühmten rhetorischen Fragen aus, die eigentlich gar nicht auf eine Antwort warten, sondern sie bereits in der Frage geben. – Kurzum: Was machen denn richtig gute Fragen aus?

Eines lässt sich zu dieser richtig guten Frage sicherlich sagen: dass sie zumeist, wenn nicht immer, etwas Unbequemes haben, und zwar dahingehend, dass sie eine eindeutige Antwort schuldig bleiben bzw. mit jedem Antwortversuch ein ganzes Bündel neuer Fragen aus sich gebären. Gut, richtig oder echt sind diese Fragen deshalb, weil nur sie ihre Existenz gegenüber der für Fragen vernichtenden Gewalt eindeutiger Antworten behaupten. Fragen, auf die es eindeutige Antworten gibt, werden genau im Moment der Antwort vernichtet und ausgelöscht – sie können der Antwort letztlich nichts entgegensetzen. Bei guten Fragen ist das Verhältnis zwischen Frage und Antwort viel ausgeglichener, dynamischer, ja erotischer. Eine gute Frage leistet ihrer schlichten Beantwortung Widerstand, sie entzieht sich, verhüllt sich, wechselt die Erscheinung und bleibt trotzdem im vollen Glanz, der die werbenden Antworten betört. Sie gibt sich nicht gänzlich preis und lockt gerade dadurch viele Antworten an, ohne dass sie sich in ihnen verliert. Sie verführt, umgarnt, stößt ab, macht wütend und freudig zugleich – kurz: sie spielt ein Spiel, das wir nur allzu gut kennen, nur leider viel zu wenig im Umgang mit Fragen. Gute Fragen sind die Aphrodisiaka des Geistes und ohne sie bleibt das Geistesleben arm und unendlich langweilig. Doch eines bleibt zu hoffen: Wer sie einmal wirklich gekostet hat, wird sie nie wieder los – warum auch?

„Wer bin ich?“, fragt sich die Grille vor dem Spiegel – und antwortet entschlossen von Angesicht zu Angesicht: „Hasta la vista, Baby – eine gute Frage!“

# Nostalgie

Ein Sinn für's Nostalgische scheint im Menschen fest verankert zu sein, hat man doch zu allen Zeiten, und in wirren zumal, die Vergangenheit zum goldenen Zeitalter verklärt und sich sehnsuchtsvoll an sie zurückerinnert. Vom Glanz vergangener Dynastien, dem Geist der griechischen Antike, dem Aufbruch von Renaissance und Aufklärung bis hin zu den goldenen 20ern und dem was die Ostalgie an stalinistischen Schätzen beschwört – früher war's gemeinhin besser, wie es einäugig durch den milchigen Monokel solcher geschichtlichen Rückschauen erscheint. Es wäre nun ein leichtes, dies als blauäugig naive Rückwärtsgewandtheit zu kritisieren, als verdrängende Abwendung von Gegenwart und Zukunft zu brandmarken, oder aber als konsumfetischistische Spielerei eines gelangweilten Halbbürgertums abzuqualifizieren. Auch wenn das alles nicht so ganz falsch ist, will die Grille den Leser nicht mit Analyseergebnissen unzähliger Feuilleton-Artikel langweilen.

Vielmehr fragt sich die Grille, was Nostalgie eigentlich im Perfektfutur bedeutet, also ein Satz wie: „Es wird in 100 Jahren früher einmal alles besser gewesen sein“, wobei dieses „früher“ unser „heute“ meinen könnte. Bedeutet nicht eine solche perfektfuturistische Nostalgie, dass die eigene Zeit auf ihr Epochales hin zu befragen ist, also auf das hin, wofür es sich in der Rückschau lohnt, die Scheuklappen vor den Malästen des Alltags aufzusetzen? Und was wäre dies Epochale unserer Zeit? Eines kann für die letzten dreißig Jahre sicherlich als ein durchgängiges epochales Merkmal gelten: Der verstärkte Sinn für's Nostalgische, für Vintage, Retro und alles was alt noch viel besser ist. Auch wenn in der Geschichte zuweilen Burgen als Ruinen erbaut wurden, um im Ruhm einer vergangenen Zeit zu schwelgen, so war der Drang nach neuen Dingen, die so hergestellt werden, als wären sie schon uralt, wohl nie so stark wie in unserer Zeit. Und in gar wundersamer Dialektik geht der Run auf's Aging von Dingen einher mit dem Boom des Anti-Agings des eigenen Körper. Ein botoxgestraffter Hals, um den eine heavyaged Vintage-Gitarre hängt, ist somit das epochale Sinnbild des Stars unserer Zeit. Für den perfektfuturistischen Nostalgiker ergibt sich damit ein eigenwilliges Zeitloch für unsere Epoche, insofern die Dinge einfach eine Epoche weitergereicht werden und die Menschen der Zeit zu entspringen trachten. Obgleich: „Es hätte in 100 Jahren früher einmal alles besser gewesen sein können“ – aber in dieser Weise wird es wohl eben nur noch früher so gewesen sein, oder auch gar nicht.

Verwirrt zieht die Grille den Hut und sagt: „Chapeau!“



# Bauen

„Bauen und Denken sind jeweils nach ihrer Art für das Wohnen unumgänglich. Beide sind aber auch unzulänglich für das Wohnen, solange sie abgesondert das Ihre betreiben, statt aufeinander zu hören.“ Diese Sätze, die der späte Martin Heidegger in seinem 1951 gehaltenen Vortrag „Bauen Wohnen Denken“ ausführt, weisen durchaus eine gewisse Aktualität auf – kehren sie doch den bekannten Wahlspruch eines Einrichtungshauses geradewegs um: „Lebst Du noch, oder wohnst Du schon“, müsste es nämlich nach Heidegger heißen. Dass, nach dem originalen Wahlspruch, das Wohnen gegen das nackte Leben eingetauscht werden soll, setzt ein Zeichen der Zeit, ist das pure Leben schließlich bei allen fast so gleichförmig, wie die Einrichtungen ihrer Wohnungen. Sich für das Leben einrichten bedeutet hier eher, eine Behausung für seine Funktionen zu haben, und eben nicht einen Ort zum Wohnen. Der Idealtyp einer solchen funktionalen Behausung ist eigentlich das Hotel, in dem jedoch – von Udo Lindenberg einmal abgesehen – niemand wirklich wohnen kann.

„Nur wenn wir das Wohnen vermögen, können wir bauen“, sagt Heidegger an einer anderen Stelle des Vortrags und weist damit darauf hin, dass Wohnen nicht einfach nur ein Verwahren des Lebens an einem bestimmten Ort darstellt, sondern ein Vermögen ist, das man lernen muss. Folgt nun das Bauen diesem Vermögen, dann geben viele Neubaugebiete ebenso wie manche städtebaulichen Maßnahmen einen Wink darauf, wie es um dieses Vermögen bestellt ist. Das Kataloghaus und das Gebiet, in dem es steht, sind weder Orte des Wohnens noch Wohngebiete, in denen wirkliches Wohnen sich ereignen kann. Sie ähneln eher Un-Orten wie Bahnhöfen oder Flughäfen, an denen das Heim mehr ein Ersehntes denn ein Erreichtes ist. Gleichwohl sind dies Orte, an denen man sich auf den Weg machen kann, was zu einer weiteren Bedeutung des Bauens nach Heidegger führt, denn „Anbau“ muss nicht immer ein weiteres Kinderzimmer bedeuten, sondern kann auch die Pflege des Wachsens heißen, also die gemeinsame Einrichtung des Gebietes zu einem Ort des Wohnens. Dies gälte im besonderen Maße auch für unsere (Innen-)Städte, denen ein solches Wachsen schlicht verwehrt wird, weil sie lieber im gleichen Geiste umgebaut werden, statt sie allererst gemeinsam einzurichten. Das Bauen um des Bauens willen ist deshalb ein Abbauen von Orten, die ein Heim werden könnten.

Und die Grille? – lehnt sich (erschöpft von so viel Heideggerei) zurück und erwacht mit Schrecken aus dem Alb eines Schwarzwaldhauses.

# Todsünden

„Ebenso wie das Gebot ‚du sollst nicht töten‘ eine deutliche Grenze setzt, um den Wert des menschlichen Lebens zu sichern, müssen wir heute ein ‚Nein zu einer Wirtschaft der Ausschließung und der Disparität der Einkommen‘ sagen. Diese Wirtschaft tötet. ... Die Ausgeschlossenen sind nicht ‚Ausgebeutete‘, sondern Müll, ‚Abfall‘.“ Diese deutlichen Worte schrieb Papst Franziskus in seinem Schreiben „Evangelii Gaudium“ (14.11.2013), und man sollte sich fragen, was er eigentlich damit meint. Dass die Wirtschaft gegen das erste Gebot verstößt und damit als Sünder zu bewerten ist, liegt auf der Hand – aber handelt es sich hier nun um eine lässliche- oder eine Todsünde? Die Antwort auf diese Frage hängt sehr davon ab, was Franziskus hier unter „Wirtschaft“ versteht. Laut dem katholischen Katechismus muss eine schwerwiegende Sünde (wie das Töten) „mit vollem Bewußtsein und bedachter Zustimmung begangen“ (Kat. 1857) werden, um als Todsünde zu gelten: fehlt hingegen die Kenntnis und Zustimmung, ist sie nur lässlich. Aber hat „die Wirtschaft“ ein Bewusstsein oder einen Willen, der zustimmen kann?

Wer ist eigentlich „die Wirtschaft“? Die „nicht-ausgeschlossenen“ Bürger, die mehr oder weniger konsumbetäubt das Spiel mitspielen? Die Politiker, die es versäumen, die Zügel anzuziehen oder das Zaumgeschirr ganz neu zu organisieren? Die Aktionäre und ihre Vollzugsgehilfen im Management der Konzerne, die nur noch einen Wert kennen: den Shareholder Value? Auch wenn es auf Letztere (dicht gefolgt von den Politikern) sicherlich am ehesten zutrifft, dass sie das mörderische Spiel „mit vollem Bewusstsein und bedachter Zustimmung“ spielen, wäre es zu einfach, ihnen die ganze Schuld an dem besagten „Töten“ zuzuschieben. „Die Kultur des Wohlstands betäubt uns“, schreibt Franziskus zwar einen Absatz später und verschiebt die Sünde der Menge mehr in Richtung „Lässlichkeit“, doch relativiert sich dies zwei Absätze später wieder etwas: „Die Gier nach Macht und Besitz kennt keine Grenzen.“ Ganz gleich an welchem Punkt der Skala zwischen lässlicher- und Todsünde sich jeder Einzelne einordnet – sicher ist, dass die Bezeichnung, die Johann Gottlieb Fichte vor 200 Jahren für sein eigenes Zeitalter wählte, entsprechend noch viel mehr für unseres gilt: Das „Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit“.

Und die Grille? Sie klebt die Internationale in das Gesangbuch ein und überredet Oskar Lafontaine zum Eintritt in eine Institution mit wirklich kritischen Funktionären.

# Themenstraßen

Die deutsche Märchenstraße ist 40 geworden – Glückwunsch!, sagt die Grille und fragt sich zugleich, ob die Straße sich darüber wohl gehörig freut, was allerdings negativ ausfällt, denn so viel Animismus kann selbst die – archaischem Gedankengut durchaus zugeneigte – Grille nicht aufbringen. Der Straße selbst wird es also wohl egal sein, aber den Anliegern nicht, schließlich haben sie das Glück, sich vom führungshungrigen Kultureisenden eine Scheibe abschneiden zu dürfen. Letzterer mag sich fühlen wie Hans im Glück, wenn er die 600km–Route durchfahren hat und mit einem Reichtum von Eindrücken nach Hause kommt, die vorher sorgfältig für ihn ausgewählt wurden.

Überhaupt sind Kulturreisen ja sehr beliebt, das zeigen nicht nur die über 150 Themenstraßen allein in deutschen Landen. So gibt es eine Spielzeugstraße, Schuhstraße, Uhrenstraße usw. usf. bis hin zu den mannigfachen Straßen, die sich kulinarischen Genüssen widmen und damit gleich kundgeben, wohin der Hase läuft: Straßen waren seit jeher Wirtschaftswege, die sich eng am Reibach entlangschlängelten – warum sollte das am Rotkäppchen–Highway anders sein.

Anders scheint aber doch der Entdeckergeist zu sein, der solchen Straßen eingehaucht wurde und von dem der Reisende eine Prise kostenlos mit wegschnappen kann. Doch hier wird die Grille stutzig. Wird das Entdecken durch solche Kulturfertigmenüs nicht eher verhindert? Sollte man die kulturellen Highlights nicht besser verstecken, damit sie allererst wieder entdeckt werden können? Sollte die Maxime nicht vielmehr lauten: Schmeißt die Reiseführer weg und macht Euch selbst auf den Weg; fragt Land und Leute und seht nach, ob sich etwas finden lässt!? Wer nichts bestimmtes sucht der findet ganz bestimmt etwas, das wusste auch schon Pippi Langstrumpf und drückt damit etwas aus, was in alter Reiseliteratur ebenfalls noch vorfindbar ist: das Abenteuer des Unvorhersehbaren, die Lust des Augenblicks, die im Reiseführer immer schon vorwegnehmend getilgt ist. Doch zweierlei fehlt dieser Form des Reisens selbstredend: die Effizienz beim Abarbeiten des Urlaubskultursolls und die beruhigende Sicherheit, alles gesehen und nichts verpasst zu haben – außer eben das, was sich jenseits der Kulturhauptstraßen noch so alles finden lässt – aber das wird schon nicht so wichtig sein, sonst wäre es ja drin im Hauptpaket, oder nicht?

Und die Grille? Sie nennt sich jetzt nur noch „Doktor Allwissend“ (Grimms) und wünscht sich eine Grillenroute – irgendwo zwischen Flensburg und Genua – irgendwo, ganz geheim...

# Museum

Ein Museum ist ein Ort, an dem Dinge unterschiedlichster Art (von Gemälden über Spielzeug, Knochen, Uhren bis hin zu Grabsteinen) einer Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, weil diese Gegenstände aufgrund ihres Wertes, ihrer Seltenheit, ihrer geographischen Herkunft etc. pp. sonst nur schwer oder gar nicht erfahrbar wären. Ja, ja, so (oder so ähnlich) würde vermutlich das Ergebnis einer Umfrage nach der Funktion von Museen aussehen – aber haben diese Museen nicht noch eine viel weitergehende Funktion? Sind sie nicht auch eine Form des kulturellen Gedächtnisses, und zwar nicht nur deshalb, weil sie auch Orte der Erinnerung sein können, sondern vielmehr weil sie den Menschen ausgewählte Erzeugnisse ihrer Kultur erfahrbar bzw. gegenwärtig machen? Setzt man dies einmal voraus, lässt sich eine nicht uninteressante Analogie zur menschlichen Psyche ziehen: Die Exponate der Museen wären dann dasjenige, was die Psychologie das deklarative Gedächtnis nennt, also die Dinge, die dem Bewusstsein zugänglich und erinnerbar sind.

Aber was wäre die Analogie zum sogenannten impliziten Gedächtnis, also den Dingen, die dem Bewusstsein sich entziehen? Auf einer ersten Ebene zeigt sich der unbewusste Anteil dieses kulturellen Gedächtnisses in den Deponaten, die gleichsam im Keller jedes Museums aufbewahrt und nur selten oder nie in den Stand von Exponaten erhoben werden. Auf einer zweiten Ebene setzt sich dieses Verhältnis fort zwischen den Deponaten und den Dingen, die gesammelt werden könnten, aber nicht in das Depot aufgenommen werden. Grillt man diesen Gedanken noch ein wenig weiter, so wäre grundsätzlich alles fähig, in eine Sammlung aufgenommen zu werden, wenn nicht die entscheidende Instanz, das Kuratorium, auf beiden Ebenen Barrieren aufbauen und nur bestimmte Dinge zu Deponaten oder gar Exponaten erheben würde. Da ein solches Kuratorium immer auch nach zeitbedingten Interessen und Vorlieben entscheidet, stellt sich unweigerlich das Tragische ein, dass permanent ein ganzer Schatz an Dingen, die nach anderen Interessenlagen vielleicht besonders wertvoll wären, unwiederbringlich verlorengelht. Allerdings nicht ganz, muss man sagen, wenn man die besagte Analogie ernst nimmt: das implizite Gedächtnis wirkt im Denken und Handeln der Menschen immer mit – und so bleibt die unendliche Zahl sammlungswürdiger Dinge im Gesamtkomplex der Kultur implizit dann doch erhalten.

Und die Grille? Sie wünscht sich endlich ein anständiges Grillenmuseum und genießt ansonsten die barrierefreie Vielfalt an Exponaten, die das Leben täglich ausstellt.

# Film

„Das Leben soll der Tendenz nach vom Tonfilm nicht mehr sich unterscheiden lassen. Indem er, das Illusionstheater weit überbietend, der Phantasie und dem Gedanken der Zuschauer keine Dimension mehr übrigläßt, in der sie im Rahmen des Filmwerks und doch unkontrolliert von dessen exakten Gegebenheiten sich ergehen und abschweifen könnten, ohne den Faden zu verlieren, schult er den ihm Ausgelieferten, ihn unmittelbar mit der Wirklichkeit zu identifizieren.“ Zitate wie dieses aus der „Dialektik der Aufklärung“ von Horkheimer und Adorno scheinen heute, siebzig Jahre nach ihrer Abfassung, so absurd und unzeitgemäß, wie die Verteufelung von Telefon und Automobil im 19. Jh. Doch sind es gerade solche Zitate aus der Anfangszeit einer Technik, die die Hülle ihrer allseitig durchgesetzten Selbstverständlichkeit aufbrechen und den Blick auf den Kern freilegen, der nicht immer als genießbare Frucht sich erweist.

Nun ist die „Dimension“, die in dem Zitat angesprochen wird, keineswegs dadurch erfüllt, dass dem Tonfilm die dritte Dimension fast standardmäßig zukommt, und sie wird sich auch in Zukunft nicht erfüllen, wenn wir in weiteren Dimensionen den Regen spüren, in dem das Liebespaar sich küsst, oder das Steak, das das holde Filmhausmütterchen in die Pfanne gehauen hat, riechen oder schmecken dürfen. Dieser Sturm nach weiteren Dimensionen würde die Dimension, die im Zitat angesprochen wurde, nur noch mehr verschütten. Die „Verkümmerung der Vorstellungskraft und Spontaneität des Kulturkonsumenten heute“, auf die das Zitat zielt, wird durch die technische Erweiterung der sinnlichen Ansprache des Films noch viel umfänglicher umgesetzt; und die allseits gefeierte Steigerung der Wirklichkeitsnähe des Films durch Techniken wie 3D-Kino zeigt gerade, dass die Schulung, von der im Zitat die Rede ist, schon einen weiten Fortschritt aufzuweisen hat.

Vorstellungskraft und Spontaneität zu bewahren, wäre, sich selbst, die eigene Wirklichkeit im Blick zu behalten, die Autonomie nicht lediglich auf den Konsum von Chips und Eiskonfekt zu beschränken, um ansonsten wegzutauchen in eine Wirklichkeit, die die eigene vielleicht erträglicher macht. Doch wäre es nicht auch ein Form von Glück, wenn sich jene besagte Schulung mit Auszeichnung abschließen ließe? Das müsste man sich mal vorstellen...

Und die Grille? Sie legt die Beine hoch, macht ein Weißbier auf und schaut eine alte Folge „Fast wie im richtigen Leben“ von Gerhard Polt – in Fast-4D.

# Flucht

„...da erschien der Engel des HERRN dem Joseph im Traum und sprach: Stehe auf und nimm das Kindlein und seine Mutter zu dir und flieh nach Ägyptenland und bleib allda, bis ich dir sage; denn es ist vorhanden, daß Herodes das Kindlein suche, dasselbe umzubringen. Und er stand auf und nahm das Kindlein und seine Mutter zu sich bei der Nacht und entwich nach Ägyptenland. Und blieb allda bis nach dem Tod des Herodes“ (Matth 2,13–15), heißt es in der Weihnachtsgeschichte des Matthäus, die leider viel zu selten an Weihnachten in den Kirchen verlesen wird. Der Befehl zum Kindesmord eines machtsüchtigen Herrschers und eine Flüchtlingsfamilie mit dem Sohn Gottes im Gepäck passt ja auch – eventmäßig gedacht – nicht so ideal zur trauten Harmonie unter dem Weihnachtsbaum – da hat Lukas’ Krippe mit den Hirten und ihrer Herde sicherlich mehr zu bieten. Auch dass Herodes dann „alle Kinder zu Bethlehem töten [ließ] und an seinen ganzen Grenzen, die da zweijährig und darunter waren“ (Matth 2,16), wie Matthäus fortsetzt, ist eine gar zu schauerliche Geschichte für die wohlige Weltflucht, die ein jedes Jahr die Weihnachtszeit beschert.

Auch wenn diese Geschichte vermutlich keinen realgeschichtlichen Hintergrund hat, sondern eine Reminiszenz an die alttestamentliche Kindstötung in Ägypten (2. Mose 1,15–22) darstellt, die die Geburt Moses rahmt, ist sie nicht nur von außerordentlicher Aktualität (vermutlich zu allen Zeiten), sondern erinnert zudem daran, dass Herrschaft und Flucht zu den zentralen Themen der biblischen Schriften gehören. Sie macht das Weihnachtsfest ebenso zu einem Symbol gegen Herrschaft, Gewalt und Verfolgung wie zu einer Aufforderung den Flüchtenden eine Herberge zu gewähren, auch wenn sie keine nutzbringenden Facharbeiter sind. Nimmt man noch die Angst hinzu, die Joseph vor der Rückkehr in sein Land hatte, das nach Herodes Tod von dessen Sohn regiert wurde (Matth 2,22), so rückt die Weihnachtsgeschichte schließlich auch noch eine allzu leichtfertige Abschiebep Praxis in den Fokus, die gegenwärtig so manches verwaiste Rollfeld in hitzige Aktivität versetzt. Vielleicht kann die Weihnachtsgeschichte vor diesem Hintergrund auch Anlass zu der Überlegung geben, dass auf eine Willkommenskultur die viel wichtigere Phase einer geduldigen Kultur lebenswerter sowie wetter- und (leider notwendig) feuerfester Beherbergung folgt – dann wäre der Hauptsinn dieses Festes zumindest im Ansatz erfüllt.

Und die Grille? Liest einen altägyptischen Papyrus mit der Überschrift: „Familie nach Herodes Tod in sicheren Drittstaat abgeschoben“ – wie die Zeiten sich wiederholen...

Die Grille wird 66. In 66 Heften hat sie nunmehr ihr Unwesen getrieben – also Zeit für die Rente? Deutet man die Zeichen, so spricht vieles dafür. Die Bibel hat 66 Bücher, zumindest in der klassisch evangelischen Kanonisierung. Das Jahr geht dem Ende zu und die Grille würde 2016 in das siebte Produktionsjahr eintreten – und am siebten Tage ruht man ja bekanntlich. Zudem lockt ein Halbschlagersänger mit dem Versprechen, dass mit 66 das Leben anfangt, was nun eben auch nicht gerade der Verlockung entbehrt. Vergegenwärtigt man sich, dass 66 eine Schnapszahl ist, die aus der alkoholberauschten Verdoppelung der Zahl 6 hervorgeht, so ist zur adäquaten Deutung der Zeichen die sechste Grille mit hinzuzuziehen. In dieser (Heft 156) ging es um Beuys berühmte Fettecke, das Urheberrecht und den Wert der beseitigten Fettecke nach dem Ableben des Künstlers – also auch hier Zerstörung und Tod. Gar nicht daran zu denken, dass manche Rauschzustände aus einer Zahl gleich drei machen können... Teufel noch eins – jedem, der sich nur halbwegs an Umberto Eco's „Im Namen der Rose“ erinnern kann, läuft bei dieser zahlenmystischen Indizienkette der kalte Schauer den Rücken herunter. Die Zeichen haben ein klares Wort gesprochen!

Warum also weitermachen? Zumal wenn bei den üppigen Reichtümern, die sich durch die vergangenen 65 Produktionen angereichert haben, ein traumhafter Südseealterssitz betörend lächelnd winkt. Mal alle Viere gerade strecken und alle Fünfe es sowieso sein lassen und das noch bei Rauchwerk und sonstigen Genüssen, die durch eine pralle Südseesonne nur umso besser Munden. Dagegen steht das triste Leben des Aufklärers in einer Zeit der Allgegenwart von Irrationalität, Flucht und blinder Wut. Das Grau des Himmels spiegelt wie selten sein Antlitz in den trüben Seelen seiner Betrachter und jeder durchbrechende Sonnenstrahl erweist sich lediglich als Blendung einer tiefstehenden Wintersonne, bis sie blutrot den Horizont küsst und den Himmel in eine Farbe kleidet, die sich mit den kalten Augen derjenigen deckt, die die Erde mit gleichfarbigem Saft zu tränken gedenken. Nichts lässt sich dazu sagen, außer dem, was nur allzu oft gesagt wurde und in den tauben Gehörgängen still verhallt ist. Auch hier sprechen die Zeichen ein klares Wort: Der Kampf der Blinden gegen die Tauben scheint eine „never ending story“. Die Zeichen stehen auf Flucht – sei's auch ins Rentenalter...

Und die Grille? Sie macht natürlich trotzig weiter und dankt all denjenigen, denen beim Lesen des Vorstehenden zumindest etwas mulmig wurde, für sechsjährige Lesertreue...

2016



# Industrie 4.0

„Die 4. ‚Binnenrevolution‘ ... ist der Trend, *den Menschen*, wie absurd das auch klingen mag, – *überflüssig zu machen*: dessen Arbeit nämlich durch den Automatismus von Geräten zu ersetzen; einen Zustand zu verwirklichen, in dem zwar nicht niemand, aber doch – denn es handelt sich um einen asymptotischen Prozeß – *so wenig Arbeiter wie möglich erforderlich sind*.“ Diese 1979 von Günther Anders in der Einleitung zum zweiten Band seiner „Antiquiertheit des Menschen“ geschriebenen Zeilen (§7) beschreiben fast prophetisch diejenige Entwicklung, die seit einigen Jahren unter dem schmucken und zugleich entlarvenden Titel „Industrie 4.0“ verhandelt wird. Hatte der Wechsel von Web 1.0 zu Web 2.0 die Menschen interaktiv in das weltweite Netzwerk eingebunden und sie an seiner Fortentwicklung beteiligt, so zeichnet sich der Upgrade der Industrie 3.0 auf die Version 4.0 ebenfalls durch eine Verstärkung der Interaktion aus – allerdings einer unter Maschinen. Der Mensch hat sich indessen aus diesen Interaktionen besser herauszuhalten, könnte er doch den reibungslosen Ablauf des vernetzten Uhrwerks mehr stören als befruchten – und so wird er in der Produktionskette eben fortschreitend „überflüssig“.

Was auf den globalen Finanzmärkten mittlerweile Gang und Gäbe ist, dass nämlich eigenständig handelnde und entscheidende Rechnersysteme sich wechselseitig in Millisekunden Werte zuschustern, was diesen Markt zunehmend frei vom „human factor“ und ihn für diesen unübersehbar macht, wird nun auch die Industrie der nächsten Generation im Kern bestimmen. Wenn erst einmal das Auto automatisch einen bevorstehenden Schaden an den Hersteller meldet, dieser automatisch die Produktion des nötigen Ersatzteils anweist, die Produktion dann automatisch das gefertigte Teil an die Werkstatt schickt, dann ist es ziemlich antiquiert, wenn die Werkstatt den überraschten Fahrer noch über die nötige Reparatur informiert – schließlich kann das Auto auch automatisch zur Reparatur fahren. Kontakt zwischen Menschen ist in dieser maschinellen Kette wahrlich überholt. Aber wozu wird dann der Mensch überhaupt noch gebraucht? Zum Bedienen der Maschinen? Immer weniger! Zum Warten derselben? Immer weniger! Zum Herstellen derselben? Immer weniger! Zum Konstruieren derselben? Tendenziell auch immer weniger! Zum Benutzen derselben? Ja klar! Der neue Fluch lautet nach Anders: „Auf deinem Hintern sollst du sitzen und TV anglotzen dein Leben lang!“ (Ebd.)

Und die Grille? Sie chillt fordistisch am laufenden Band und versucht stoisch ein Reich der Freiheit zu genießen, dem die Wirksamkeit fortschreitend abhanden kommt.

# Humor

Humor war seit je ein Zeitspiegel und einer der Kultur zumal, lacht man doch zu unterschiedlichen Zeiten an unterschiedlichen Orten je verschieden, von der Torte im Gesicht einmal abgesehen, die nach Lorient überall funktioniert. Humor sagt viel über uns aus, und zwar über den, der über ihn lacht, ebenso wie über den, der ihn produziert. Entsprechend hat in unserer Turbo-Zeit auch der Kurzwitz Konjunktur, der von allem Ballast einer Rahmengeschichte, aller langwierigen Steigerung zur Pointe befreit direkt ins Schwarze trifft und somit den allgegenwärtigen Effektivitätskriterien am angemessensten ist. „Treffen sich zwei Jäger – beide tot!“ – mehr braucht es nicht für einen Lacher, und so schafft man in einer Minute schon mal fünf bis zehn, von denen drei bis sechs dann auch floppen können, ist der Lachstrom so schnell ja nicht versiegt, zumal wenn das eingespielte Lachsammle die Stimmung oben hält. In diesem Witzbombardement, das jedem TV-Konsumenten allabendlich in den Schädel schlägt, nimmt denn auch der schlechte Kalauer, der als Wortwitz besonders schnelle Wirkungstreffer erzielt, eine herausragende Stellung ein – der schlechte wohl bemerkt, macht sich der gute doch über seine eigene Hohlheit wiederum selbst lustig, was allerdings Reflexion bedarf, zu der im Witzbombenhagel selbstredend die Zeit fehlt.

„Treffen sich zwei Komiker – beide sauer!“, ließe sich der Jäger-Kalauer abwandeln, um damit einmal auf die Standardisierung von Witzen zu verweisen, die letztlich aus wenigen Grundgerüsten aufgebaut sind – es bedarf lediglich der Änderung des Kontextes, um erneut zuzuschlagen. Zugleich verweist dieser „Witz“ jedoch auf eine andere Dimension von Humor, nämlich den, den man hat, oder eben auch nicht hat. Hier sieht es allerdings finster aus in unserer Zeit, denn die Bereitschaft, über sich selbst zu lachen, seiner eigenen Unzulänglichkeit ins Gesicht zu schauen, erfreut sich ebenso wenig einer Breitenwirkung wie die Ironie, die gleichfalls mit jener Gebrechlichkeit spielt. Gelacht wir über andere oder über Doppeldeutigkeiten der Sprache, die am unverfänglichsten daher kommt. Andernfalls ließe sich ein solcher TV-Abend auch gar nicht ertragen. Wäre man selbst das Gespött der Meute, würde einem das Lachen sicher schnell vergehen – was wohl auch ein Grund dafür ist, dass sich Politiker Humor gar gründlich abgewöhnen und ihr Lachen lediglich zu Karneval stahlblechartig scheppern lassen.

Und die Grille? Sie zieht sich eine Skibrille über die Schweinemaske, posiert mit rosa paillettenbesetztem Kassettendaunenoverall vor dem Spiegel und ruft lauthals: „Ecce Humor!“

# Prominent

Juchuuuuuh!!! Menderes Bagci ist Dschungelkönig 2016!!! „Das ist ein tolles Gefühl, dass man hier gewonnen hat, weil ich bisher noch nie etwas gewonnen habe. Bisher bin ich immer in der ersten oder zweiten Runde ausgeschieden, aber jetzt bin ich so weit gekommen und das nur durch euch.“, sagt der frischgebackene König mit Kullertränchen auf der Wange. Nachdem er es in allen 13 Staffeln von „Deutschland sucht den Superstar“ versucht hat und nie an die Spitze kam, ist er nun „on the top“, ein Star, prominent – und der Termin beim Promi-Dinner steht auch schon fest. Doch halt! – prominent war er ja schon vorher, sonst hätte man ihn in das Dschungelcamp gar nicht hineingelassen. Wie auch immer – mit dem jetzigen Ehrentitel schafft er es sicher bald auch ins Promi-Big-Brother-Haus, wenn ihm nicht Daniel Küblböck dazwischenkommt – obwohl? – ist der eigentlich noch prominent? Kann man Prominenz eigentlich verlieren? Menderes Bagci ist jedenfalls ein gutes Beispiel dafür, dass man sie gewinnen kann, wenn man ständig verliert. „Prominenz“ kommt von „pro-mineo“, was so viel wie „hervorragend“ oder „hervortreten“ bedeutet, wobei sich gegenwärtig zeigt, dass man hervortreten kann, ohne hervorragend zu sein, weshalb Menderes auch nicht durch sich, sondern „nur durch euch“, also durch die Zuschauer soweit gekommen sei, was diese merkwürdige Verschiebung nochmals untermauert.

Verschiebung?! Naja, es gab Zeiten, da waren Menschen prominent, weil sie wirklich etwas ausgezeichnet konnten, während der neue Promi-Boom mit seinen einschlägigen Formaten sich eher dahin verlagert, die „Herausragenden“ in ihrer alltäglichen Fadheit zu zeigen bzw. diese Fadheit via Publikumsstimmung zu etwas Herausragendem zu stilisieren. Der Zuschauer erliegt dabei allerdings einer eigenwilligen Prominenz-Dialektik, der zufolge der Promi so alltäglich ist, dass es jeder mit ihm aufnehmen könnte, dieser als Promi aber trotzdem etwas Besonderes ist, wobei diese Besonderheit auf einer solchen Alltäglichkeit beruht, dass letztlich alle und damit keiner wirklich prominent ist, auch wenn sich alle unmittelbar oder durch Übertragung so fühlen. Die einstige Flucht in die heile Welt der Sternchen ist einer rekursiven Flucht zurück zur prominenten Alltäglichkeit gewichen, in der die Ausweglosigkeit des Alltags sich reproduziert, jedoch im Spiegel eines beliebigen Promi-Pappkameraden zynisch verlacht werden kann.

Und die Grille? Sie bereitet siegesgewiss unter dem Künstlernamen Jimini Jones ihr DSDS-Debut vor und übt beflissen vorm Spiegel ganz besonders prominente Alltäglichkeiten.

# Grillen

„Urininstinkte lauern in jedem Menschen. Und es hat ja auch irgendwie etwas Beruhigendes – sobald jemand ein kleines Feuer entzündet und einem der Duft von Gegrilltem durch die Nase zieht, läuft uns das Wasser im Munde zusammen und wir fühlen uns von der Feuerstelle magisch angezogen. Eine Reaktion, die seit Jahrtausenden in unseren Genen fest verankert ist“ schreibt die Hauspostille jedes gepflegten Grillfreundes „Fire & Food“ und geht damit einen Schulter- bzw. Nackensteakschluss mit dem „Oberbayrischen Volksblatt“ Rosenheim vom 17.10.2015 ein, das sich ebenfalls sicher ist: „Es muss ein Grill-Gen geben, anders ist diese Leidenschaft nicht zu erklären.“ Die Sicherheit dieser Aussage wundert wenig, wurde sie doch in dem Jahr getätigt, in dem die neue Gen-Schere CRISPR/Cas von der renommierten Wissenschaftszeitung „Science“ zum „Durchbruch des Jahres“ gewählt wurde. Diese neue Schere, mit der Gene und DNA-Abschnitte gleichsam spielend geschnitten und ersetzt werden können, hat zu einem neuen Gen-Boom geführt: einmal in der Entdeckung neuer Gene für spezifische Eigenschaften und zudem in der Hoffnung zum kreativen Gestalten des Genpools von Lebewesen.

Diese Entwicklungen lassen den Grillfreund natürlich sofort aufhorchen: Nicht nur wird die kulturalistische Kritik an einem Grill-Gen durch den wissenschaftlichen Beweis seiner Existenz bald der Vergangenheit angehören, wodurch dann keiner mehr behaupten kann, Frauen ließen sich ebenfalls für das Grillen begeistern, obwohl dies doch ein genetisches Privileg des Jägers in der Familie ist. Zudem lässt die neue Schere viele Hoffnungen im kreativen und weltoffenen Grillfreund keimen, bietet sie doch der genetischen Schaffung von neuen Grillgutsorten einen geradezu unbeschränkten Reichtum an Möglichkeiten. Mindestens an vier Parametern ließe sich hier sinnvoll drehen: Geschmack (man denke etwa an Chili-, Frucht- oder Knoblauchsweine), Form (eckige Nacken für eckige Grills) und natürlich Rösteigenschaften sowie Fleischkonsistenz. Der Phantasie des Grillgutkonsumenten ist hier keine Grenze gesetzt und dank TTIP werden wir solche Kreationen aus der Genküche auch bald in unseren Landen genießen dürfen. Gereicht werden hierzu die lustig bunten Genbrote und die lecker knackigen Salatstangen, die direkt am praktischen Holzgriff gewachsen sind und je nach Farbe anders schmecken. Mmmmmh!!

Und die Grille? Sie ist durchaus davon überzeugt, einige Grillen-Gene zu besitzen, wendet aber lieber Altbewährtes und zirpt dazu den Song „Chill’n’Grill“ der BBQrew.

# Haustiere

Der Mai 2016 hatte viel zu bieten für den (Haus-)Tierschutz. Einmal erschien ein neues Merkblatt der Tierärztlichen Vereinigung zur Haltung des fiesen, grillenfressenden Leopardgeckos, das sich wie die Beschreibung eines 4-Sterne-Wellnesshotels liest. Seit der Novelle des Tierschutzgesetzes vom 01.08.2014 wird jedem Heimtierhalter beim Kauf eines Tieres verbindlich ein solches Merkblatt zur Information überreicht, damit es die kleinen Liebsten auch recht kuschelig haben – sollen sie ja auch, wenn sie nicht gerade Grillen fressen. Dieses Leopardgecko-Merkblatt war aber nicht nur das einzige Ereignis im Felde des Haustierschutzes. Das Obergericht von Nordrhein-Westfalen hat am 20. Mai beschlossen, dass das millionenfache Schreddern und Vergasen frischgeschlüpfter männlicher Legehennenküken mit dem Tierschutz vereinbar ist, da die „Aufzucht der ausgebrüteten männlichen Küken aus einer Legehennenrasse ... für die Brütereien mit einem unverhältnismäßigen Aufwand verbunden [sei]“, wie es in der Pressemitteilung des OVG heißt.

Den Perversionen im Umgang mit Haustieren sind scheinbar keine Grenzen gesetzt, sei es im Felde der Nutztierhaltung durch die Degradierung von Lebewesen zum bloßen Material, sei es im Felde der Heimtierhaltung durch den unverhältnismäßigen Aufwand, den ein Halter von Tieren wie dem fiesen, grillenfressenden Leopardgecko betreiben muss, um ein Tier in seinem Haushalt am Leben zu erhalten, das in unseren Breiten und in einem Terrarium eigentlich gar nichts zu suchen hat. Der Hintergrund dieser Perversionen liegt in der fragwürdigen Trennung von Nutz- und Heimtieren, die eine Erfindung des bürgerlichen Zeitalters ist. Seitdem hat sich eine neue Taxonomie im Umgang mit den Tieren ergeben, die durch die industrielle Tiernutzung auf der einen Seite und den wachsenden Markt im Umfeld der Heimtierhaltung auf der anderen zu einer völligen Trennung dieser Bereiche geführt hat. Dieses doppelte Maß verlängert sich denn auch bis in den Tierschutz hinein, insofern Tierschutz im Nutztiersektor letztlich nach ökonomischen Kalkülen sich richtet, insofern das Wohlbefinden oder gar die Existenzberechtigung von Tieren nach der ökonomischen Verhältnismäßigkeit bewertet wird. Im Heimtiersektor richtet sich die Verhältnismäßigkeit ebenfalls nicht nach dem Tier, sondern nach dem Kalkül der Halter, auch wenn sie einen unverhältnismäßigen Aufwand betreiben müssen. – Es wäre an der Zeit, diese Trennung und ihr doppeltes Kalkül zu überwinden.

Und die Grille? Sie ist heilfroh, dass sie kein Haustier ist!

# Illusion

Was bringt Menschen eigentlich so zum Staunen, wenn ein Zauberer eine perfekte Illusion gestaltet? Was fesselt uns, wenn ein Künstler eine optische Täuschung kreiert, die alle physikalischen Gesetze auf den Kopf stellt? Was bringt ein halbes aufgeklärtes Volk dazu, einer „Brexit-Illusion“ (FAZ, 27.06.2016) nachzujagen? Es scheint das eigenwillige Verhältnis von Täuschung und Wirklichkeit zu sein, das uns Menschen in eine Spannung versetzt, die sich lustvoll oder fanatisch entladen kann. Doch wodurch kommt eine solche Spannung denn überhaupt zustande? Jedenfalls nicht, wenn die Täuschung als Täuschung sofort erkennbar wird. Nichts ist schlimmer oder ernüchternder als ein schlechter Zauberkünstler, dem man die Tricks schon von den Händen ablesen kann. Schließlich ist die Illusion erst dann perfekt und spannend, wenn die Wirklichkeit, in der sich zu bewegen man gewohnt ist, plötzlich in ihren Grundfesten erschüttert wird. Wenn festgegläubte physikalische Gesetze außer Kraft gesetzt sind, dann stellt sich eine Konkurrenz zwischen Wirklichkeiten ein, die einer Illusion die Faszination verleiht, es könnte auch alles ganz anders sein. Das Lustvolle einer Illusion liegt somit gar nicht in der Täuschung, sondern ganz im Gegenteil darin, dass sich der gewohnten Sicht der Wirklichkeit eine ganz andere mit gleicher Überzeugungskraft gegenüberstellt. Ist erst eine Illusion als Täuschung entlarvt, verliert sie ihren Reiz sehr schnell und führt entweder zur distanzierten Anerkennung für die gut gestaltete Illusion, oder aber zur Desillusionierung oder Ent-Täuschung, dass sich an der gegebenen Realität wohl doch nichts ändern lässt.

Insofern sind Illusionen nicht nur ein lustvolles Spiel mit Realitäten, sondern sie zeigen den Menschen alternative Sichtweisen auf, wodurch sie sich den Träumen und Utopien verwandt zeigen. Nicht also die Illusion selbst ist problematisch, hat sie doch immer einen kreativen, wirklichkeitstranzendierenden und -reflektierenden Kern. Lediglich der Umgang mit ihrer Ent-Täuschung kann problematische Züge annehmen und sie zur Wahnidee werden lassen, wenn die Realitätsprüfung nicht mehr akzeptiert wird. Dann erst entstehen Verschwörungstheorien oder totalitäre Regime, die sich mit aller Gewalt an eine Illusion klammern, weil sie die Realität nicht akzeptieren wollen, die zur lustvollen Spannung einer Illusion notwendig hinzugehört.

Und die Grille? Sie macht sich spannungsgeladene Illusionen über einen Grillxit, die sich fortwährend in kreativen Desillusionierungen täuschend echt erneuern – wirklich herrlich!

# Extremsport–Aktionskunst

„Ich werde länger als jeder Mensch zuvor die Luft anhalten – oder ich werde ertrinken.“ Diese Worte stammen nicht etwa, wie man vermuten könnte, von Herbert Nitsch, dem mehrfachen Weltrekordhalter im Abnoetauchen, sondern vielmehr sagte sie der Aktionskünstler David Blaine, kurz bevor er in ein Aquarium eintauchte, dort 176 Stunden (mit Sauerstoffzufuhr) verweilte und am Schluss der Aktion „Drowned Alive“ (lebendig ertrunken) den Weltrekord im Luftanhalten brechen wollte. Auch wenn David Blaine nur bedingt in die Tradition der Aktionskunst im engeren Sinne gestellt werden kann, stellt sich für die Grille vor diesem Hintergrund die Frage, ob die Verwandtschaft zwischen dem Abnoetaucher Herbert Nitsch und dem Mitbegründer des Wiener Aktionismus Hermann Nitsch über die Namensvetterei und den gemeinsamen Herkunftsort (Wien) hinausgeht – oder kurz: Warum ist Extremsport eigentlich keine Aktionskunst?

Die Ähnlichkeiten sind zunächst frappierend, geht es doch beiden (zumindest in einigen ihrer Ableger) um das Spiel mit den Grenzen des physisch und emotional Möglichen, wobei Schmerz und Selbstverletzung an der Tagesordnung sind (man denke etwa an Aktionen von Marina Abramović oder Günter Brus). Warum aber scheint es trotzdem absurd zu sein, einen durch Video dokumentierten Base-Jump-Flug durch eine enge Schlucht oder einen in hochauflösenden Bildern festgehaltenen Abnoetauchgang als Aktionskunst zu bezeichnen. Der Wettbewerbsgedanke, der vielen Extremsportarten zugehört, kann angesichts des blühenden Kunstmarktes kaum mehr als Unterscheidungsmerkmal herhalten. Wenn allerdings Herbert Nitsch sagt: „Apnoe-Tauchen ist ja nicht nur Gefahr, sondern in erster Linie Spaß und Leidenschaft“ (derstandard.at), dann scheint sich doch eine klare Unterscheidung anzudeuten: Geht es beim Extremsport also um die Maximierung des Spaßes und die eigene Leidenschaft an dem Aktionstyp, so fordert Aktionskunst über den bloßen Vollzug der Aktion hinaus eine bestimmte oder bewusst unbestimmte Bedeutung, die sich in Aktionskunst für ein Publikum ausdrücken soll. Wie auch immer eine solche, über das bloße Aktionsgeschehen hinausgehende Bedeutung aussieht, wie auch immer sie sich ausdrückt – Extremsport fehlt sie.

Und die Grille? Sie lädt sich Leute ein und trainiert hart und diszipliniert das ausdrückstarke Abtauchen in das Stahlbad des Fun (Adorno) – eine illustere Aktion!

# Lehrer

„Der Lehrer ist der Erbe des Mönchs; das Odium oder die Doppeldeutigkeit, die dem Mönchsberuf eignete, geht auf ihn über, nachdem der Mönch weithin seine Funktion verlor“, sagte Theodor W. Adorno vor über fünfzig Jahren in seinem Vortrag „Tabus über dem Lehrerberuf“ und knüpft dann noch ein weiteres Bild an, um den verbreiteten Ambivalenzen gegenüber dem Lehrerberuf eine Gestalt zu geben: „Im Bilde des Lehrers wiederholt sich, sei's noch so abgeschwächt, etwas vom affektiv höchst besetzten Bild des Henkers.“ – Der Lehrer als Mönch und Henker, das scheint weit hergeholt und ist von Adorno auch genau so gemeint, nur mit dem Unterschied, dass dieses weit Hergeholte zugleich auch als ganz nah und dicht zu bezeichnen ist. So seien dies uralte Bilder für gesellschaftliche Funktionen, die sich in der Gegenwart auf die Lehrer unbewusst übertragen und entsprechende (Vor)urteile und Verhaltensweisen diesen gegenüber nach sich ziehen.

Im Bild des Mönches ist er einerseits der Repräsentant des Wissens, das zwar Macht beinhaltet, jedoch zugleich immer auch suspekt und fremd erscheint. Andererseits fehlt es dem Mönch an gesellschaftlicher Macht, die nur den höheren Würdenträgern zugebilligt wird. Wenn der Mönch überhaupt Macht ausüben kann, dann nur gegenüber den Kleinen und Schwachen, letztlich denen, die so wehrlos sind wie Kinder. Dies führt sogleich zum Bild des Henkers, das den Hintergrund für die disziplinierende Funktion des Lehrers bildet und verantwortlich ist für „die Verachtung des Lehrers, der tut, ohne was man nicht auskommt, wovon man zutiefst weiß, daß es das Böse ist, und das man doppelt abwertet, weil man selbst dahinter steht, während man sich zu gut dazu ist, es unmittelbar zu begehen.“ (Ebd.)

Gerade Letzteres zeigt sich hochaktuell, insbesondere wenn das Verhältnis von Lehrern und Eltern in das Blickfeld tritt. Zeichnet sich private Erziehung gegenwärtig zumeist durch Willkür und Orientierungslosigkeit aus, so werden ordnende Maßnahmen in diesem Feld weitgehend an öffentliche Träger, eben u. a. an den Lehrer delegiert, der dann dafür verachtet wird, wenn er sich die Rolle zu eigen macht und Repressalien einsetzt. Wenn er keine einsetzt, die Rolle ablehnt und damit auf die gemeinsame Verantwortung verweist, zieht dies zwar ebenfalls Verachtung nach sich, jedoch ist dies der einzige Weg, der aus diesen archaischen Dilemmata hinausführt.

Und die Grille? Sie weiß recht genau, was es heißt, mit einem solchen Bild belegt zu sein und zelebriert ihre Rolle so lange, bis sie von irgendeinem Holzkopf an die Wand geklatscht wird.



# Engagement

Gerade nach der Willkommenskultur des letzten Jahres und dem unermüdlichen Einsatz vieler Menschen für Flüchtlinge steht der Begriff Engagement, oder genauer: „bürgerschaftliches Engagement“ wieder hoch im Kurs und wird sicherlich, oder sagen wir lieber: hoffentlich noch etwas von diesem Windzug beflügelt. Nun hat sich die Grille in den ganzen Monaten immer wieder die Frage gestellt: Was sind das eigentlich für Leute, die sich engagieren? – und sei's auch im Sportverein, sei's in der Kirche oder wo auch immer? Woher kommen die? Was machen die sonst so? Mangels aktueller Zahlen (eine aktuelle Studie ist in diesem Jahr von der Bundesregierung in Auftrag gegeben worden) ist sie auf den „Bericht zur Lage und zu den Perspektiven des bürgerschaftlichen Engagements in Deutschland“ von 2009 angewiesen, der sich jedoch als sehr aussagekräftig erweist.

Um den Engagement-Gewinner gleich vorweg zu krönen: der erwerbstätige Mann zwischen 30 und 60, ohne Migrationshintergrund, mit hohem Bildungsstandard und einem Familieneinkommen von über 4000,- € brutto im Monat. Dies verwundert wahrlich wenig, liest sich dieser Bericht doch durchgängig wie eine Beschreibung der Sozialstruktur unserer Gesellschaft: Diejenigen, die auf der Sonnenseite dieser Gesellschaft stehen, engagieren sich auch für diese, während auf der Schattenseite – wen wundert's? – eher weniger diesbezügliche Motivation zu verzeichnen ist. Auch in der Geschlechterverteilung zeigt der Bericht, dass wir über die 50er Jahre nur marginal hinausgekommen sind: Männer engagieren sich in Sport, Kultur und Politik, während Frauen dagegen Schule, Kirche und Soziales als Felder ihres Engagements wählen. Wo es keine Quoten gibt, bleibt eben alles beim Alten.

Doch wer engagiert sich eigentlich dafür, dass nicht immer nur die Gewinner gewinnen und die patriarchalen Geschlechterrollen sich endlich einmal aufweichen? Wer kümmert sich denn darum, dass sich auch mal was ändert? Auch hier spricht der Bericht eine deutliche Sprache: Lediglich 5 % engagieren sich im politischen Bereich (Parteien oder Gewerkschaft), wobei von diesen nur ein Viertel weiblichen Geschlechts sind. Zieht man von diesen politisch engagierten Bürgern das eine Drittel (vielleicht auch zwei) derjenigen ab, die an grundlegenden Änderungen unserer Gesellschaft gar nicht interessiert sind, dann ...

Und die Grille? Sie engagiert sich täglich für nachhaltige Bewusstseinsweiterung und prospektive Gedankenstimulationen in sublunaren Regionen – das ändert (letztlich) alles...

# Kulturfördertraum

An einem Jahresende, das zugleich das Ende der Amtszeit des ersten farbigen Präsidenten der USA einleitet, nimmt sich die Grille einmal das Recht heraus, in sanfter Melancholie einen Traum zu träumen – nicht über „das Leben, das Universum und den ganzen Rest“, sondern über das beschauliche Fleckchen Erde, das ihr seit eh und je als Wohnstadt zum Wohle gereicht. Mit Genussmitteln reich versorgt lehnt sie sich also zurück in ihren Sessel, schaut gedankenversunken aus dem Fenster auf die eisigen Baumwipfel und spricht mit getragener Stimme in die Leere: „Ich habe einen Traum – dass die wackeren Frauen und Männer, die die Geschicke dieser Stadt der Künste und Kongresse, der Kultur und Wissenschaft maßgeblich leiten, sich freiweg öffnen für die Vielfältigkeit städtischer Kultur und den unschätzbaren Wert auch kleiner, nicht-repräsentativer, unkonventioneller, ungeplanter kultureller Aktivitäten erkennen lernen – dass sie leerstehende Hallenbäder und Industriebauten, letztlich ungenutzte Räume aller Art einem kulturellen Wildwuchs zur Verfügung stellen, der wie die Ursuppe für das Leben die Basis kultureller Innovation darstellt – dass man die Millionen für die Erhaltung sinnloser und ebenfalls (fast) ungenutzter Startbahnen lieber für die Erhaltung, Pflege und Förderung solcher kultureller Räume nutzt – dass man unter Initiativen für ein besseres städtisches Leben mehr als nur finanzschweres graues Pflastern von Einkaufsstraßen versteht – dass man das Ansiedeln von Wissenschaftszentren nicht mit der alternativlosen Schließung von kulturellen Zentren erkauft, sondern Alternativen, ja bessere Alternativen schafft, anbietet und bespricht...

Ich habe den Traum von einer Stadt, in der internationale Kunstaussstellung, Weltkulturerbe und die großen Märchenerzähler in gleichem Rang stehen mit Künstlerhäusern, freien Kunstinitiativen und offenen Kunstprojekten – in der international renommierte Bauvorhaben ebenso gefördert und bewahrt werden wie alternative Wohnprojekte und Bauwagensiedlungen – in der ein Staatsorchester und ein Musikzelt für die Leser des ZEIT-Feuilletons ebenso gefördert werden wie Band-Räume und Auftrittsmöglichkeiten für regionale Musiker – in der ein Staatstheater ebenso angemessen unterstützt wird wie alternative Theatergruppen, Leseräume und Kleinkunstinitiativen – in der Feste wieder Feste... [Abbruch aus Platzgründen – der Setzer]

Und die Grille? Aufgewacht schmettert sie frei nach „Bob the Builder“ und Obama: „Jo, wir schaffen das!“ und schmunzelt leise hinterher: „Dann klappt’s auch mit Kulturhauptstadt...“

2017

# Kunstvermittlung

Die documenta steht vor der Tür und nicht nur eine ganze Stadt bereitet sich auf den 5-Jahres-Event und den mit ihm verbundenen Besucheransturm vor, sondern auch diejenigen, die diesen Heerscharen erklären sollen, was es denn mit diesen seltsamen Objekten so auf sich hat, arbeiten sicherlich schon unter Hochdruck an zielgruppenorientierten, sozial- und bildungsdifferenzierten Programmen der Kunstvermittlung. Damit Kaffeeklatschbusse in diesem Jahr nicht nur die Musicalhäuser anfahren, sondern sich zuweilen auch mal im avantgardigen Ambiente moderner Kunst einfinden und auf diesem Wege die Besucherrekorde abermals garantieren, bedarf es entsprechend einer ansprechend gestalteten Vermittlungsstrategie, die es gewährleistet, dass sich bei angemessener Umsetzung die Produkte aktueller Künstlergeister nicht allzu weit weg vom Geist eines „Königs der Löwen“ bewegen – schließlich wird die Ausstellung ja auch von Steuerhand bezahlt, die somit ein Recht darauf hat, dass in diese auch handfestes Bildungsgut zurückgegeben wird.

Lang vergangen sind die Zeiten, in denen Kunstwerke sich noch selbst vermittelten und ihre Provokationen an sich noch ausreichten, die Zeitungen zu erzürnten Artikeln zu bewegen, die das Unverständnis, ja den Angstschrei des Bürgers über sich selbst, wie man frei nach Adorno sagen könnte, ausdrückten; lang vergangen die Zeiten, in denen die von Kunst gezeigte Fratze der Gegenwart noch erschrecken und unvermittelt bewegen konnte. Es gehört zum Trauerspiel aktueller Kunst, dass selbst demjenigen, was sich nicht dem einst anarchischen, doch längst folgerichtig marktkonformen „anything goes“ einverleiben lässt, seine letzte Spitze durch mundgerechte Vermittlung genommen wird. Als sei moderne Kunst nicht schon immer für alle da gewesen, wenn auch in unterschiedlicher Weise und mit entsprechend unterschiedlichen Reaktionen, nimmt sich Vermittlung heute vor, den Geschmack am einstigen Schrecken zu wecken, womit sich dieser dann in allgemeines Wohlgefallen auflöst. Doch wer bewirkt, dass allen alles schmeckt, der zerstört nicht nur Geschmack, sondern macht die Köche damit zugleich arbeitslos. Wer dagegen das Chili der Kunst erhalten will, vermittelt besser deren Schrecken, hilft lieber dem Unverständnis und der Verstörung auf die Beine – egal, ob die Busse wegbleiben.

Und die Grille? Sie kauft sich ein Ticket für eine Busfahrt zu einem x-beliebigen Musical, um dort Angst und Schrecken zu verbreiten – Gründe dafür gibt die Gegenwart ja ausreichend.

# Reformation

Vor 500 Jahren hatte Luther mit dem Anschlag seiner 95 Thesen in Wittenberg die Reformation eingeleitet und damit die Grundlage für die Entwicklung des Protestantismus geschaffen, dessen Ethik, laut Max Weber, den Geist des Kapitalismus in unsere Welt gehaucht hat. Es sei dahingestellt, ob Weber damit Recht hatte – die 95 Thesen waren jedenfalls einigermaßen antikapitalistisch, richteten sie sich doch zuallermeist gegen das Geldeintreiben via Ablassbriefe, das die päpstlichen Immobilienträume verwirklichen sollte. Auch wenn die Verwirklichung von Immobilienträumen durch Wertpapiere auch in unserer Gegenwart eine noch recht gängige Praxis ist, bräuchte diese Gegenwart für eine Reformation doch andere Thesen, weshalb sich die Grille mal eben zwischen Butterbrot und Kaltgetränken „9 ½ Thesen zur Reformation unserer Gegenwart“ überlegt hat, die allesamt twittertauglich sind, was in unserer Zeit ja als unerlässlich gelten kann, und allein dem Grundsatz gehorchen: „Make the world great (again)!“

Diese Thesen, die man, wenn auch nicht in dieser Form, vermutlich in 500 Jahren immer noch diskutieren wird, werden hier exklusiv angeschlagen und lauten: 1.) Alles, was wir wissen und tun, hängt von uns Menschen ab. 2.) Unsere eigene Natur ist immer so beschaffen, wie wir sie im Verhältnis zur äußeren Natur gemeinsam gestalten wollen. 3.) Wir Menschen haben im Verbund die Freiheit, unsere selbstgeschaffenen Leiden zu überwinden. 4.) Von Geburt an steht jeder mit anderen in Verbindung und muss diese achten, um leben zu können, was der Habsüchtige vergessen hat. 5.) Die Unterscheidung von Menschen in Rassen, Völker, Nationen etc. sind ein Produkt der Menschen, weshalb sie diese auch überwinden können. 6.) Wer Reichtum und Armut von ökonomischen Systemen und Strukturen bestimmen lässt, hat seine eigene Gestaltungsmacht bereits freiwillig abgegeben. 7.) Geschichte beginnt dann, wenn Menschen sie bewusst gemeinsam gestalten – deshalb waren die Menschen bisher nur auf dem Weg zu ihr. 8.) Bewusstes Gestalten von gesellschaftlichem Leben ist Arbeit, Kunst und Muße in einem Akt. 9.) Nur wer sich von jenseitigen Paradiesen verabschiedet, wird die möglichen diesseitigen nicht permanent zerstören. ½.) Wer's nur glaubt, wird auch nicht selig, denn ...

Und die Grille? Sie denkt an den wahrlich denkwürdigen Augenblick zurück, als sie beim Butterbrotschmieren aus freien Stücken sich entschied und sprach: „Ich kann nicht anders...!“

# Wunder

„Als Jesus ihn [den Lahmen – D.S.] dort liegen sah und erkannte, dass er schon lange krank war, fragte er ihn: Willst du gesund werden? Der Kranke antwortete ihm: Herr, ich habe keinen Menschen, der mich, sobald das Wasser aufwallt, in den Teich trägt. Während ich mich hinschleppe, steigt schon ein anderer vor mir hinein. Da sagte Jesus zu ihm: Steh auf, nimm deine Bahre und geh! Sofort wurde der Mann gesund, nahm seine Bahre und ging.“ (Joh. 5, 6–9) Diese Geschichte scheint ein typisches Beispiel eines Heilungswunders zu sein, das sich als Heilung eines Gelähmten in ähnlicher Form öfter in der Bibel findet (bspw. Lk. 5, 17–26 oder Apg. 3, 1–10). Doch es unterscheidet sich von diesen in einem nicht unwichtigen Punkt – nämlich in der Frage: „Willst du gesund werden?“, die angesichts eines Gelähmten, der unter vielen anderen Kranken an einem Heilung versprechenden Teich weilt, völlig absurd anmutet. Und doch verweist gerade diese Frage auf das eigentliche Wunder, um das es nicht nur in dieser Geschichte geht. Denn weder handelt es sich um einen Bruch mit den Naturgesetzen, wie es David Hume für Wunder als kennzeichnend ausweist, noch ist es eine irgendwie geartete übernatürliche Kraft, die durch das Baden in dem Teich oder durch Jesus als Mittler auf den Kranken einwirkt, wie es Neuprotestanten etwa in Südamerika zur Schau stellen und damit ganze Fußballstadien füllen. Nein, es ist das eigene Wollen, das durch die Aufforderung: „Steh auf, nimm deine Bahre und geh!“ angesprochen wird und dadurch heilt. Es ist die Aufforderung, nicht auf andere zu warten, die einen zu einem Ort bringen, um wiederum durch anderes geheilt zu werden, sondern sein Leben selbst in die Hand zu nehmen und Verantwortung für sich selbst zu übernehmen.

Dieser Art Wunder geschehen täglich und überall auf dieser Welt, auch wenn sie als solche nicht erkannt werden. Sie finden sich überall dort, wo sich Menschen als selbstverantwortliche und freie Wesen anerkennen und herausfordern. Nicht nur das Selbstdenken, also der „Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“ (Kant), das wohl sinnbildlich hinter der Heilung des Blinden (Joh. 9, 1–8) liegt, wird hier angesprochen, sondern sich ebenso des eigenen Willens zu bedienen und selbstverantwortlich zu handeln – dies ist in der Tat ein Wunder, wenn es gelingt!

Und die Grille? Sie versucht schon seit Tagen erfolglos sich am eigenen Schopfe aus dem Sessel zu ziehen und summt derweil das Lied von Max Raabe: „Kein Schwein ruft mich an!“

# Singen

Die „neue Lust am Singen“, die der frühere Bremer Regierungschef und Präsident des Deutschen Chorverbandes Henning Scherf schon 2009 diagnostizierte, hält ungebrochen an und erlebt in Form des Rudelsingens eine neue Renaissance. Und die „positive Energie“, die Scherf dem Chorsingen zuschreibt, und „die wir gerade jetzt so dringend brauchen“, scheint in so unsicheren Zeiten wie den unsrigen noch potenziert zu sein, schreiben doch die Veranstalter des 19. Deutschen Chorfestivals 2017 in Magdeburg zu ihrem Motto „Welt in Atem“, es sei „ein Bild für das Spannungsfeld unserer Gesellschaft zwischen Krisen und Umbrüchen von der Reformationszeit bis ins Heute. Um diese Spannungen und Veränderungen auszuhalten, benötigen wir Transzendenz und einen langen Atem. Einen Atem, der uns beim Singen und Musizieren in besonderer Weise umspannt und verbindet!“ Naja, man könnte meinen, das Bild mit dem langen Atem sei etwas weit hergeholt wie auch der Krisenzeitraum etwas weit ausgeholt erscheint, doch fragt es sich schon, warum wir uns „In Tagen wie diesen“ so „Atemlos“ fühlen und uns mit dem Singen von Gassenhauern neuen Atem verschaffen (müssen).

Dass Singen „mindestens ähnlich gesund wie Meditation, Laufen oder leichter, regelmäßiger Sport“ sei, baue es doch „Stress ab und stärkt zugleich die körperlichen Abwehrkräfte“, wie es der Musikwissenschaftler Gunter Kreuz meint herausgefunden zu haben, will als Erklärung nicht recht zünden, auch wenn bereits Scherf davon sprach, Singen sei „ein Lebenselixier, ein Fitmacher für ein selbstbestimmtes Leben bis ins hohe Alter“. Nein, solche Erklärungen, die eher nach Präventivprogrammen einer x-beliebigen Krankenkasse klingen, reichen wohl nicht hin. Ist es vielmehr die Stimme, die sich in solchen Zusammenhängen einmal Gehör verschaffen kann, der dies im Alltag oder als Staatsbürger nur allzu oft versagt zu sein scheint? Oder ist es das vielzitierte Gemeinschaftsgefühl, das sich beim gemeinsamen Singen so unkompliziert herstellen lässt, weil man schamfrei im Klang der Menge verschwindet? Der rituelle Reiz solcher Gesangsevents ist jedenfalls dem Stadion-, Konzert- oder (zumindest ehemals) Kirchgänger wohl ebenso bekannt wie dem Soldaten auf dem Weg an die Front. Bleibt angesichts dessen zu hoffen, dass der Inhalt, den die Stimmen von sich geben, uns nicht noch einmal die Sprache verschlägt.

Und die Grille? Sie stimmt aus voller Kehle auf Böhmermanns Abgesang auf das neue deutsche Liedgut ein: „Menschen, Leben, Tanzen, Welt – O-eo-o, o-o-ehooo!“

## Von Athen lernen

„Von Athen lernen“ sollen die Besucher der 14. documenta, sich das Nord-Süd-Gefälle in Europa und hiermit exemplarisch die globale Finanzkrise vergegenwärtigen. So hat es sich der künstlerische Leiter Adam Szymczyk jedenfalls gedacht, wobei sich allerdings fragt, warum er dann nicht gleich Kinshasa als Hauptstadt des ärmsten Landes der Welt zum Zweitaustragungsort gewählt hat. Die Gräueltaten der belgischen Kolonialisten an der pygmäischen Bevölkerung im Kongo wären in der Tat ein eindrückliches Beispiel für die Auseinandersetzung mit den historischen Hintergründen des aktuellen globalen Nord-Süd-Gefälles gewesen, doch wird lieber ein europäisches Land exotisiert, schließlich finden sich ja koloniale Strukturen mittlerweile auch in Europa selbst – da bleiben wir doch lieber unter uns, zumal europäische Expansionspolitik in Alexander dem Großen seinen Ahnherrn hat, was ebenfalls einen Bezug zu Griechenland hat. Alles richtig gemacht!

Und inwiefern lernen wir jetzt von Athen? Jedenfalls nicht in der genuin künstlerischen Weise, dass griechische Künstler ihre spezifische Perspektive der Situation in performante Projekte umsetzen und somit einen internen Blick gewähren würden, denn es wurde lediglich eine Hand voll griechischer Künstler beteiligt. Nein, koloniales Kuratieren lässt selbstverständlich externen Perspektiven den Vorrang, denn so genau will es dann doch keiner wissen. Lieber erinnert man sich via Parthenon an die glorreichen Zeiten griechischer Kultur statt die quirlige aktuelle Kunstszene in Athen in größerem Maßstab einzubeziehen, die sich nicht zu Unrecht gegen diese Nutzbarmachung der griechischen Situation zur Wehr setzt wie es in einem Graffiti im Stadtteil Exarchia zum Ausdruck kommt: „Liebe documenta. Ich weigere mich, mich zu exotisieren, um dein kulturelles Kapital zu vergrößern. Mit freundlichen Grüßen. Die Eingeborenen.“ Dass die „14“ auf den documenta-Plakaten in Athen diesem Graffiti nachempfunden ist, zeigt sehr eindrücklich, wie koloniale Ausbeutung seit jeher funktioniert hat und es unter anderen Vorzeichen immer noch tut. Insofern lässt sich resümieren, dass die Konzeption der documenta 14 gleichsam als ein Gesamtkunstwerk zu betrachten ist, an dem sich genau die Strukturen lernen lassen, auf die sie hinweisen wollte. Also: Alles richtig gemacht!

Und die Grille? Sie hilft mit wackerem Engagement, weitere Eulen nach Athen zu tragen und singt – nur aus gegebenem Anlass – mit leicht feuchten Augen: „Akropolis Adieu!“



# Wandel

Wenn sich etwas als konstant in den öffentlichen Diskursen des 21. Jahrhunderts zeigt, dann ist es die permanente und fast inflationäre Rede vom „Wandel“, und zwar bezogen auf die unterschiedlichsten Sphären unsers Daseins. Nicht nur der Klimawandel und der globale Wandel lassen sich verzeichnen, sondern hinzu kommt noch der demographische Wandel, der kulturelle Wandel, der Wandel der Arbeit und letztlich alles, was sich noch irgendwie wandeln kann. Das kulturelle Bewusstsein, das hinter dieser dauernden Rede vom Wandel herauslugt, ist einmal, dass nicht alles beim Alten bleiben kann, darf, soll – die Änderung des status quo also nicht nur möglich, sondern greifbare Wirklichkeit ist. Zugleich aber werden die Gestaltungsspielräume, die eine solche Einsicht in die Wandelbarkeit der Dinge zu bieten scheinen, sehr ambivalent aufgenommen, insofern allen klar ist, dass diese Wandlungen von uns Menschen hervorgebracht werden, der Wandel selbst dann aber wie ein Naturgesetz erscheint, auf das wir lediglich reagieren zu können meinen, anstatt einfach anders zu gestalten.

Am Beispiel des Wandels der Arbeitswelt zeigt sich dies sehr schön, denn die massenhafte Freisetzung von menschlicher Arbeitskraft durch technische Entwicklungen, die uns in den nächsten Jahrzehnten ins Haus stehen, werden nicht etwa mit der Frage diskutiert, ob man eine solche Entwicklung überhaupt will, oder wie diese Entwicklungen das Leben aller erleichtern könnten, als vielmehr mit der Frage, wie denn mit der entstehenden Arbeitslosigkeit umgegangen werden soll. Eines scheint somit hinter all dem Wandel dann doch als unwandelbar festzustehen, dass nämlich an den grundlegenden Verhältnissen nicht gerüttelt werden soll und man sich auf einen wirklichen selbstgestalteten Wandel nicht einlassen will. Diese ewige Wiederkehr des Gleichen im Hintergrund hemmt somit einen wirklichen Wandel, den die Menschen sich zu eigen machen könnten. „Es ist unmöglich, zweimal in denselben Fluss hineinzusteigen“, sagt Heraklit als Sinnbild für den permanenten Wandel – jedoch gilt dies nur, wenn der Fluss nicht zu einem stillen Gewässer gestaut wird oder aus anderen Gründen austrocknet.

Und die Grille? Sie versucht jeden Morgen vergeblich, demselben Spiegelbild ein müdes „Moin“ entgegenzuseufzen und rettet sich dann in die Blochsche Formel: „Ich bin. Aber ich habe mich nicht. Darum werden wir erst.“

# Insekten

„Auch der Gesamtbestand der Insekten in Deutschland hat in den letzten drei Jahrzehnten deutlich abgenommen. Die Rote Liste der Wildbienen belegt beispielsweise, dass von den ca. 560 Wildbienenarten inzwischen 41% als bestandsgefährdet einzustufen sind... Außer den Bestandsrückgängen der Insektenpopulationen ist allerdings auch ein Verlust von Insektenarten zu verzeichnen. Beides führt zwangsläufig auch zu einem Rückgang der Insektenbiomasse, der in Agrarlandschaften besonders ausgeprägt ist. Selbst in Naturschutzgebieten macht dieser Trend nicht Halt. Dort konnte im Rahmen verschiedener Studien eine Abnahme der Insektenbiomasse um 80% festgestellt werden“, schreibt das Bundesamt für Naturschutz (Agrar-Report 2017, S. 12) und liefert neben diesem alarmierenden Befund eine Teilursache im Sprachgebrauch gleich mit. Gemeint ist das ganz unscheinbar daherkommende Wörtchen „Insektenbiomasse“, das einem Vertreter industrialisierter Agrarwirtschaft ganz locker über die Lippen kommen mag – einem leidenschaftlichen Entomologen hingegen weniger. Diese enorm vielfältige und artenreichste Tiergattung auf ihr schlichtes physikalisches Gewicht zu reduzieren, was in dem Begriff „Insektenbiomasse“ ja geschieht, scheint einen wesentlichen Teil der ganzen Misere zu markieren. Einen ähnlichen von ökonomischen Interessen umwobenen Abstraktionsprozess betrifft denn auch den Begriff „Schädling“, der es bezeichnenderweise im Jahre 1933 zum ersten Mal in den Brockhaus geschafft hat. So schreibt Sarah Jansen in ihrer Untersuchung „‘Schädlinge’: Geschichte eines wissenschaftlichen und politischen Konstrukts“ (Frankfurt a.M. 2003): „Das Reden über ‚schädliche‘ Insekten bedeutet eine Ökonomisierung, ein buchhalterisches Denken in den Kategorien von Schaden und Nutzen, das dem früheren ‚Ungeziefer‘ nicht eingeschrieben ist.“ (S. 11f.) Warum? Weil zum „Ungeziefer“ auch die sog. „Lästlinge“ zählen, die den Menschen zwar irgendwie stören, aber keinerlei Schaden anrichten, und vom Wortstamm her sogar alle Tiere, die nicht als Opfertiere (Geziefer) taugen. Begriffe gestalten unsere Welt – und wie man sieht, nicht immer zu deren Vorteil. Solange noch davon ausgegangen wird, begrifflich streng zwischen Schädlingen und Nützlingen unterscheiden zu können, solange wird man nicht begreifen, dass die Bekämpfung der einen immer beiden schaden wird, zumal wenn es nur um den Erhalt von „Insektenbiomasse“ geht.

Und die Grille? Sie schaut sich eine Folge Biene Maja an und wird sich klar, dass deren „unbekanntes Land“ wohl in „gar nicht allzu langer Zeit“ nirgendwo sein wird.

# Weltmusik

Die Tatsache, dass Weltmusik schon seit einigen Jahren Dauerkonjunktur hat, könnte als ein Hoffnungsschimmer dahingehend gesehen werden, dass interkulturelle Verständigung möglich ist und nicht nur in diesem Felde Wirklichkeit werden kann. Doch sieht oder hört man etwas genauer hin, zeigt sich – aller berechtigter Hoffnung zum Trotz –, dass in ihr zu einem guten Teil auch die Probleme gegenwärtiger interkultureller Dialoge allegorisch sich wiederfinden lassen. Wie musikalische Kulturen zueinander relativ äußerlich bleiben können, zeigt sehr gut etwa die Isoliertheit von „Within You, Without You“ auf dem Pop-Album-Jubilar des Jahres: „Sgt. Pepper’s“ von den Beatles. Doch wie soll man auch solch unterschiedliche Musikkulturen wie indischen Raga und englische Beat-Musik in Einklang bringen? Die häufigste Problematik bei solchen Crossover-Projekten ist, dass eine der beteiligten Musikkulturen gleichsam zur „Leitkultur“ erhoben wird und die anderen lediglich als schmückendes Beiwerk, letztlich als bloße Effekte in das Projekt eingehen. Abgesehen davon, dass solche Leitkultur-Weltmusiken sich sehr schnell dem Kitsch zuneigen, haben sie mit interkultureller Verständigung gar wenig zu tun, setzt eine solche doch maßgeblich voraus, dass alle beteiligten Kulturen sich aufeinander einlassen, sich mit Interesse einander begegnen und die Bereitschaft für einen Prozess mitbringen, in dem dann etwas Neues, Gemeinsames entstehen kann. Ein solcher Prozess, an dem alle Beteiligten gleichberechtigt Anteil haben, in dem nicht eine Kultur den Takt angibt oder auch die beteiligten Kulturen bloß äußerlich nebeneinanderherlaufen, kann dann erst als ein transkulturelles Geschehen bezeichnet werden, insofern in ihm die kulturellen Traditionen lediglich im Hintergrund die Inspirationsquellen darstellen, aus denen dann in gespannter Offenheit wirklich Neues entsteht.

Nun wird sich sicher jeder fragen, wo und wann denn so etwas schon einmal gelungen sei, und damit die Frage verfehlen, um die es eigentlich geht. Denn nicht, ob sie schon jemals da war, ist entscheidend, sondern was allererst Weltmusik wäre, zeigt den Weg an, der zu gehen ist. Doch kann das wie gesagt als musikalische Allegorie für den Weg gelten, den wir alle zu gehen haben, wenn wir aus dem Kulturenlabirynth einen wirklichen Ausgang finden wollen.

Und die Grille? Sie bedient sich reichlich an der Kulturenvielfalt im Spirituosenschrank und singt beherzt allerlei weltliche Lieder wie „You have the whole world in your hands...“.

# Kulturhauptstadt

Ja, in Kassel steht das erste Disneyland der Welt und darf sich Weltkulturerbe nennen; ja, Kassel richtet alle fünf Jahre die größte Ausstellung zeitgenössischer Kunst aus; ja, natürlich ist Kassel die Stadt der Brüder Grimm; ja, ja – es gibt in ihr auch viele Museen, ein Schauspielhaus, ein Opernhaus, ein Orchester, Ensemble etc. pp.; ja, klar gibt es in Kassel auch ein Kulturzelt und einen überregional bekannten Club, in denen das Kasseler Bürgertum ihr zeitfeuilletongeschwängertes Musikkulturbedürfnis stillen kann; ja, ja – alles richtig – aber Kulturhauptstadt??? Nochmal? Obwohl sich gar wenig geändert, man aus der Watschen bei der letzten Bewerbung nicht wirklich was gelernt hat? Obwohl? – Ein wenig hat sich schon geändert: Das Kulturprogramm bei den Kasseler Volksfesten wurde exponentiell reduziert (sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht), stattdessen rollt der Rubel für neue Pflastersteine in der Innenstadt – es muss ja schließlich nach Kulturhauptstadt aussehen... Zudem wurden einige der Räume alternativer Kultur geschlossen oder mit Polizeigewalt geräumt – schließlich braucht eine Kulturhauptstadt ja einen gesicherten Wirtschaftsstandort... Doch, mal ehrlich, wer braucht in einer Kulturhauptstadt schon alternative, regionale, gar unbequeme Kultur? Da baut man doch lieber noch ein paar Ampelanlagen – schließlich muss der Verkehr in einer Kulturhauptstadt sauber geregelt sein – wie die Kultur auch! Deshalb sollte sich Kulturförderung auch nicht mit der Bereitstellung von miefigen Bruchbuden beschäftigen, sondern diese lieber verfallen lassen – die würden ja sowieso nur von nicht-etablierten und dauerkritischen Kunstschaaffenden zu Projekten missbraucht, die es in das Establishment der Kunstszene nicht schaffen. Und nur letzteres hätte ja in einer wirklichen Hauptstadt der Kultur Platz, oder?

Aber nicht nur die Kulturförderung und der Kasseler Säckel sollten sich an die eigene Nase fassen, wenn es um die Hauptstadtfrage geht – gerade auch die Kasseler Bürger sollten sich selbst fragen, ob ihre Kultur hauptstadtwürdig ist. Wie groß ist die Bereitschaft, zu alternativen Events zu gehen, oder diese gar finanziell zu unterstützen? Wer kauft schon Kunst von regionalen Künstlern, die möglicherweise keine Kunstmarktwertsteigerungsgarantie mit sich führen? Wer schaut sich Konzerte von regionalen Bands an, die kein Cover-Programm zum Besten geben und nicht im Feuilleton besprochen wurden? Wer...? Ja wer denn?

Vorschlag der Grille: Lasst uns erst mal was bewegen und Bedingungen für eine Kultur in dieser Stadt schaffen, die es allererst Wert wäre, einen solchen Titel zu tragen!

# Buddha

„Der Ruhe und Besinnlichkeit ausstrahlende Buddha von Gift Company ist nicht nur etwas für Asien-Fans. Die exklusive und hochwertig handbearbeitete Weihnachtsfigur zum Aufhängen ist ein lustiger Eye-Catcher für die Weihnachtsdekoration oder den Weihnachtsbaum. Moderne trifft Klassik!“, heißt es auf der ebay-Angebotsseite, die diesen Eye-Catcher in Türkis-Gold mit rotem Punkt zwischen den Augen feilbietet. Warum auch nicht, denkt sich die Grille, hat der Buddha doch kaum weniger mit dem Weihnachtsfest zu tun als der Weihnachtsbaum, der von Coca Cola™ inaugurierte Weihnachtsmann oder auch der Termin auf der Wintersonnenwende. Interessant, oder besser: verblüffend ist vielmehr die Kennzeichnung: „Moderne trifft Klassik!“, wobei Glaskugeln und Weihnachtsmänner am Weihnachtsbaum als „Klassik“ gelten und Buddha hingegen als Sinnbild der „Moderne“... Nun ja, modern ist an Buddha und dem Buddhismus zunächst herzlich wenig, außer dass er den von der Moderne Verschlissenen eine trendige Alternative zum scheinbar altbackenen Christentum sowie zur kapitalistischen Kaltherzigkeit ihres Alltags bietet.

Doch warum nur? – immer noch? Hatte nicht bereits der Dalai Lama 2009 in der Commerzbank-Arena vor seinen westlichen Anhängern gesagt: „Der christliche Glaube hat die westliche Kultur und das Menschenbild hier sehr stark geprägt. Man sollte die Prinzipien dieser Religion möglichst beibehalten.“ – dabei wohlwissend, dass der westliche Trendsetter sein liebstes Kind, sein „Ich“, wohl niemals als Illusion (anatman) entlarven wird, ebensowenig wie die bunte Vielgestaltigkeit der Realität. Lediglich in der Vorstufe zu diesem letzten Ziel des Buddhismus, in der Ethik, liegt eine Brücke zur westlichen Kultur, heißt es doch bei Nagarjuna: „Besonders stark sollte Euer Mitgefühl für jene sein, die schreckliche Untaten begangen haben, die Mörder. Jene, die gestrauchelt sind, sind die besten Gefäße für Menschen, deren Großmut keine Grenzen kennt.“ (ratnavali, 332) Das klingt doch sehr nach Matthäus 5,44: „Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen“. An diese trendige Brücke sollte man sich zur Weihnacht erinnern – in Myanmar, aber auch hier, wo üppige Weihnachtsgeschenke nicht zuletzt durch Fluchtursachen mitfinanziert sind, deren Folgen jedoch nicht als Geschenk angesehen werden.

Und die Grille? Sie feiert die Inkarnation Christi in vollen Zügen mit ihren Nächsten, aber gern auch mit denen, die sie bisweilen verfluchen mögen – immer hereinspaziert! Halleluja!

2018

# #MeToo

„Der letzte kommerzielle Schrei in den USA ist das sogenannte ‚Affirmative Consent Kit‘, das online vom ‚Affirmative Consent Project‘ für zwei Dollar vertrieben wird: eine kleine Tasche mit einem Kondom, einem Stift, einigen Minzetabletten und einem einfachen Vertrag. Letzterer hält fest, dass beide Parteien darin übereinkommen, einvernehmlichen Sex zu haben“, berichtete Slavoj Žižek vor fast einem Jahr (25.03.2017) in der NZZ, und sieht hierin ein extremes Symptom einer Debatte um politische Korrektheit, die sich insbesondere an US-amerikanischen Hochschulen entflammt hat. Diese Debatte, die durch die mit der Weinstein-Affäre angestoßene #MeToo-Bewegung noch verstärkt wurde, richtet sich insbesondere auch auf die Gewalt in der Sprache sowie auf die in ihr geäußerten Mini-Aggressionen, die andere Menschen vorder-, hinter- oder untergründig verletzen könnten. Für Žižek nun liegt in diesem Versuch von Sprachkontrolle das doppelte Problem, dass sie einmal die realen Probleme verschleiern und zudem der Sprache die Zweideutigkeit stehlen, die Witz und Ironie allererst möglich mache.

Doch was sind die realen Probleme? Und gehören die Versuche, sie durch Sprachkontrolle zu lösen, nicht geradewegs zu diesen Problemen hinzu? Reinerhaltung der Sprache (wohlmöglich noch durch verbrieftes Regelwerk), Vertragsbindungen im Felde des Sinnlichsten, das die Welt zu bieten hat – sind das nicht die Gipfelpunkte einer verwalteten Welt, die lediglich die „eindimensionalen Menschen“ beherbergt, die Herbert Marcuse bereits vor 50 Jahren untersuchte? Und sind die unkontrollierten Ausbrüche der Weinstains und Wedels nicht ebenfalls Ausdruck einer verkrüppelten Psyche, die es unter den allseits entsinnlichenden und verdrängenden Bedingungen nicht gelernt hat, den sinnlichen Impulsen eine humane Gestalt zu verleihen? Die weiße Weste der Sprachkontrolleure erweist sich als eine Wendejacke, bei der der Schmutz nach innen getragen wird, während andere ihn reinen Gewissens nach außen tragen. In beiden Fällen ist es jedoch ein Deckmantel, eine Verkleidung, um das wirkliche Leben hinter dem falschen zu verschleiern. Wer hingegen den Anderen in seiner nackten Menschlichkeit erkennt und anerkennt, der braucht weder eine weiße Weste noch bindende Verträge, weil das Menschliche sie/ihn unmittelbar berührt und genau deshalb jeglichen Übergriff verhindert.

Und die Grille? Sie übt sich täglich darin, diese verschüttete Unmittelbarkeit wiederzuerlangen und ertappt sich zuweilen bei der Zeile des Beatles-Klassikers: „Love, Love MeToo“.

# Größenwahn

Dass Donald Trump den Größenwahn wieder hoffähig gemacht hat, ist weder ein Geheimnis noch ein Wunder, ist diese Eigenschaft gepaart mit einem hohen politischen Amt doch historisch gesehen alles andere als selten. Die Neros, Ludwigs, Napoleons und Hitlers, um nur einige der europäischen Geschichte zu bemühen, trieben allzeit ihr Unwesen und es fragt sich, ob es je Zeiten gab, in denen nicht der eine oder andere Herrscher sich diese Zuschreibung redlich verdient hat. Wundern lässt eher, dass einige nicht von sich behaupten, was Ludwig XIV. selbstverständlich kundtat: „L'État c'est moi“ („Der Staat, das bin ich“), obgleich danach handeln und darum wissen natürlich zweierlei Dinge sind. Wie dem auch sei, die Gründe dafür, dass solcher Größenwahn gerade bei politischen Machthabern so verbreitet ist, liegen auf der Hand: Je weniger der Einflussbereich der eigenen Macht klar umgrenzt ist, desto eher entsteht der Schein, sie gleichsam grenzenlos ausdehnen zu können bzw. ist die Neigung kaum zu bremsen, das Prinzip des eigenen Handelns (in diesem Fall: politische Macht) in alle möglichen Realitätssphären hinein zu universalisieren.

Dies ist nun aber nicht nur im Bereich der Politik möglich, weshalb Größenwahn auch nicht nur dort anzutreffen ist. Gerade in der Gentechnik, in Bezug auf Lebensprozesse und ihre Pathologien, lassen sich momentan ähnliche Allmachtsphantasien feststellen, gilt doch unter dem Primat der genetischen Determination aller Lebensvorgänge die sogenannte Genschere CRISPR-Cas als ein fast universelles Machtinstrument. Auch hier ermöglicht die Unkenntnis der Reichweite ihrer Einflussosphäre den Schein einer universellen. Nun ließe sich auch für die Ökonomie ein ähnliches Feld herausarbeiten, doch sei lieber nochmal die Grundstruktur dieses Größenwahns kurz in den Blick genommen: Nur wenn ich meine, den Punkt zu kennen, wo alle Fäden zusammenlaufen, kann ich dieses Bündel in die Hand nehmen und nur dann, wenn ich die Enden der Fäden nicht kenne, kann ich behaupten, dass sie bei allem Möglichen ankommen. Diese Grundstruktur macht den Größenwahn zugleich auch so gefährlich, denn die Enttäuschung, die die Realität diesem Realitätsverlust entgegenschlägt, zieht in Folge den permanenten Versuch nach sich, die Realität so zu modeln, dass sie dem Prinzip wieder entspricht. Das „stabile Genie“ wird das an seinem Prinzip noch eindrücklich demonstrieren.

Und die Grille? Sie wundert sich täglich darüber, dass ihr die Fäden von den Dingen her zuwachsen, sie sich allerdings trotz aller Mühe – verdammt noch mal! – nicht bündeln lassen.



# Umbau

Das (k) hat umgebaut – Grund genug für die Grille, sich einmal ganz klar darüber zu werden, was das denn eigentlich heißt: „Umbau“. Warum? Weil es sich über kaum etwas mehr zu grübeln lohnt als über das, worüber zu grübeln gemeinhin als überflüssig gilt – und „Umbau“ ist hierfür ein recht passables Exemplar, schließlich scheint mit dem Hinweis, dass „Umbau“ eine Veränderung an einem bestehenden Gebäude meint (und entsprechendes im übertragenen Sinne), alles erledigt zu sein, oder etwa nicht? Vielleicht ließe sich noch hinzufügen, dass die Veränderung eines Bestehenden auch den Unterschied zum „Neubau“ markiert, bei dem eben etwas „neu“ aufgebaut wird – aber das müsste nun wirklich genügen, oder?

Einen Hinweis in die Richtung, in die sich allerdings weiter fragen ließe, gibt uns der Meister der fadenscheinigen Etymologie, die jedoch in diesem Fall durchaus stimmig ist: „Bauen heißt ursprünglich wohnen. Wo das Wort noch ursprünglich spricht, sagt es zugleich, *wie weit* das Wesen des Wohnens reicht. Bauen, buan, bhu, beo ist nämlich unser Wort ‚bin‘ in den Wendungen: ich bin, du bist“, schreibt Martin Heidegger in „Bauen, Wohnen, Denken“. Auch wenn das Altdeutsche, wie der Name schon sagt, etwas aus der Mode gekommen ist, ist der Zusammenhang zwischen Bauen, Wohnen und Sein nicht ganz von der Hand zu weisen, worauf die Grille ja schon vor drei Lenzen hinwies ((k) 211). Aber das „Um“ in „Umbau“ bzw. das „Neu“ in „Neubau“ gibt dem Bauen ja noch eine Wendung, die in der Tat Fragwürdiges gebiert. Wann wird der Umbau zum Neubau? Ist ein kernsaniertes Haus ein Um- oder ein Neubau? Wo ist die Grenze des Bauens? Gewährt der Umbau ein neues Wohnen und ist deshalb eigentlich schon ein Neubau? Und ist der Neubau an einer Stätte, die bereits bewohnt ist, nicht letztlich nur ein Ändern dieses Wohnens und dadurch eher ein Umbau? Und nehmen wir unser Sein noch mit hinzu, fragt sich: Hat der Umbau in uns nicht längst schon begonnen, bevor wir einen äußeren Umbau starten? Oder baut vielmehr erst der Umbau uns um, insofern er unser Wohnen umgestaltet? Und baut dann der Umbau nicht zwangsläufig auch diejenigen um, die nicht in, sondern mit ihm wohnen? Und wollen die das? – Da sage noch einer, ein Umbau hätte nichts Fragwürdiges an sich – sein Fragwürdiges greift in ein Dunkel, das zu erhellen es mehr bedarf als nur ein paar „Wohnzimmerlampen“ mit LED’s.

Und die Grille? Sie wendet sich weiter dem Fragwürdigen zu und würdigt damit das Fragliche, indem sie es für den Abbau aufbaut – oder baut sie es doch nur um?

# Aufbruch

„Aufbruch“ heißt der bronzene Marx-Relief-Koloss, der 1973 das Portal des auf den Trümmern der niedergerissenen alten Universitätskirche St. Pauli errichteten Rektoratsgebäudes der Universität Leipzig zierte und vor 10 Jahren, nachdem das Rektoratsgebäude ebenfalls der Abrissbirne zum Opfer fiel, am Campus Jahnstraße bei den Sportwissenschaftlern wieder aufgestellt wurde. Die Wiederaufstellung dieses 30 Tonnen schweren Gebildes hatte einige Diskussion hervorgerufen, ist er doch nicht nur im Stil des Sozialistischen Realismus gehalten, sondern stellt mit einigen Aufbruchwilligen zudem den Kopf von Karl Marx in kolossaler Größe dar, wogegen die neue bronzene Marx-Statue in Trier mit ihren 5 Metern geradezu winzig ausfällt. Entsprechend wurde neben dem neuen Standort des Reliefs eine Tafel aufgestellt, auf der neben ihrer Geschichte auch der Grund für den neuen Ort angegeben wird, der da lautet: „Sie dokumentiert durch ihre räumliche Distanz zum ursprünglichen Kontext Verantwortung und Abstand zugleich: Verantwortung für und Abstand zu jenem Teil der deutschen Geschichte, der mit dem SED-Regime und dem Namen der Karl Marx Universität verbunden ist.“

Die Verantwortung, die hier angesprochen wird, entspricht recht klar der misslungenen Weise einer Aufarbeitung der Vergangenheit, wie sie in diesem Lande nur allzu verbreitet ist: statt sich wirklich mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen, wird sie eher an einem Ort der Bedeutungslosigkeit geparkt, wo sie wahrlich niemanden mehr interessiert. Hätte man doch lieber in Anknüpfung an Beuys Zarenkronen-Performance das Relief einschmelzen lassen und einen riesenhaften Reichsadler daraus gegossen, dann hätte man einen dem Berliner Stadtschloss ebenbürtigen „Aufbruch“ in die Vergangenheit initiiert, der sich ja auch in Dresden allseitiger Beliebtheit erfreut. Denn Aufarbeitung der Vergangenheit scheint hierzulande immer mehr die Wiederaufrichtung des Vergangenen zu bedeuten, statt eines die Geschichte reflektierenden Aufbruchs zu menschlicheren Ufern. Letzteres war denn auch eigenstes Anliegen des vor 200 Jahren geborenen Marx, dessen gedankliche Tiefe im Realsozialismus kurzerhand zum Relief verdünnt wurde – doch ein Koloss hätte er ebenso wenig sein mögen wie 5 Meter groß.

Und die Grille? Sie verzichtet darauf, sich dem Anlass gemäß einen rauschenden Bart des „Propheten“ wachsen zu lassen – wohl wissend, dass dessen Geschichte keinen langen Bart hat.

# Klima

Es war heiß, ja sehr heiß, im Sommerloch, und kaum einer versäumte es, diese Hitze und Trockenheit dem Klimawandel zuzuschreiben, der jetzt doch wohl amtlich besiegelt sei – als wären die Hinweise und Indizien nicht schon seit Jahrzehnten erdrückend gewesen. Aber im Zeitalter von Fake News kann eben wohl nur das als Faktum Geltung beanspruchen, was sich unmittelbar am eigenen Leibe spüren lässt, weshalb ein kühlerer Sommer die Zweifel an einem Klimawandel gleich wieder keimen lassen würde, ganz im Sinne des Tweeds von Donald Trump vom 28.07.2014: „Es ist Ende Juli und echt kalt draußen in New York. Wo zum Teufel ist die Erderwärmung? Wir brauchen dringend was davon. Jetzt heißt das Klimawandel.“ Doch zeigt diese Abkehr von Rationalität und das Verlassen auf das ach so sichere Bauchgefühl einen ganz anderen Klimawandel an, der sich schleichend dem meteorologischen hinzugesellt und mit Dürren politischer Sittsamkeit ebenso aufwarten kann wie mit gesellschaftlicher Erosion im globalen Ausmaß.

Konnte der Ethnologe Claude Levi-Strauss in den frühen 60er Jahren des 20. Jahrhunderts in seiner Schrift „Das wilde Denken“ die Kulturen noch in „kalte“ (auf Tradition und Konsolidierung angelegte) und „heiße“ (mit Auflösung von Traditionen und Progress verbundene) Kulturen einteilen, so hatte der Ethnopschoanalytiker Mario Erdheim dieses Modell schon in den späten 80er Jahren dahingehend differenziert, dass sich in Kulturen und Gesellschaften abkühlende (Rechtssystem, Bildungssystem etc.) und erhitzende (z.B. Wirtschaft) Faktoren feststellen lassen, so dass z.B. in den zumeist heißen westlichen Demokratien einer Überhitzung durch solche abkühlende Institutionen vorgebeugt würde. In unserer Gegenwart zeichnet sich nun aber ein Trend ab, dass diese abkühlenden Faktoren fortschreitend ausgehöhlt werden und ihre klimatische Funktion verlieren. Das besagte Bauchgefühl, an das der Populismus in seiner Willkür appelliert, wird damit zum unregelmäßigen Heizmodul, und zwar selbst dort, wo es sich an entleerte traditionalistische Hülsen wie Nation oder Leitkultur klammert. Die Hitze, die dieser Klimawandel entfaltet, könnte weit unerträglicher sein als die Hitze und Dürre dieses Sommers – er verbrennt nicht nur Wälder, sondern tendenziell Menschen.

Und die Grille? Sie kühlt ihren Kopf mit Bachs wohltemperiertem Klavier auf den Ohren und lässt sich zeigen, wie die Welt in Fugen gebracht werden kann.

# Wagner

Wagner ist ein „Fall“, wie Friedrich Nietzsche seinen Verriss desselben ganz zurecht übertitelte; – nicht nur, weil dieser Fall einer immer erneuten Untersuchung und Bewertung bedarf, die wohl niemals zu einem füglichen Abschluss geraten kann, sondern auch, weil sein Leben so voller Widersprüche war, dass es den Fall von einem glühenden Sozialrevolutionär und Anhänger Feuerbachs und Bakunins hin zu einem resignierten Schicksalsgläubigen in Folge Schopenhauers ebenso zuließ wie die eiserne Inkonsequenz eines vehementen Antisemitismus bei durchgängiger Unterstützung durch Zeitgenossen jüdischen Glaubens. Der „Ring“, sein in Pomp kaum zu überbietendes Hauptwerk, bildet gleichsam die Klammer um die Akte dieses Falls, wabern in ihm doch dieselben Widersprüche, die den Komponisten selbst so wirrselig charakterisieren: Siegfried, der in Wagners ursprünglicher Idee die Welt vom Los der Macht des Geldes befreien und eine neue Weltordnung errichten sollte, wandelte sich im Verlauf von Wagners Fall zu einer Figur, die im Kampf um die Befreiung dann doch von der List des Schicksals überwältigt wird und der Ring dann in einer resignativen Geschichtszyklik mündet, die sich dem Bann der Mächte schließlich doch nicht entwinden kann: Weder Happy-End, noch Open-End, sondern ewige Wiederkehr bildet den Abschluss – doch was begründet dann den Trieb zur Befreiung von den selbstgeweckten Mächten?

Diese Mächte, die aus dem Rheingold erwachsen, wurden von Rezensenten immer wieder mit einer Kapitalismuskritik in Zusammenhang gebracht, was die Aktualität des Rings auszeichne, wobei zu selten mitbedacht wird, dass solche Kritik nicht nur von links, sondern mit anderen Vorzeichen immer auch von rechts herweht(e), weshalb hier ebenfalls eine Verortung des Antisemiten Wagner durchaus schwierig vorzunehmen ist. Doch vielleicht macht ja gerade dies die Aktualität des Rings in Zeiten eines europaweiten Wiedererwachens des Antisemitismus aus, insofern dieser aus der Resignation angesichts der quasi schicksalhaften Macht des Kapitals erwächst, von der auch der redlichste Sozialreformer sogleich zermalmt wird. In diesem Sinne, den Wagner nicht darstellen wollte, aber wohl selbst darstellte, könnte der Ring dann doch als aktuelle Kritik und Anklage gelten. Man wünsche ihm ein Publikum, das jenseits von Heldenverehrung und platter Abkehr sich jenes Sinnes besinnt, um unsere Gegenwart zu deuten.

Und die Grille? Sie nippt verträumt am Danziger Goldwasser und fragt sich, warum den wachsamen Nixen zu Beginn des Rings nicht nach dem Golde dürstet – open end!

# Nacht und Nebel

„Nacht und Nebel – niemand gleich!“ flüstert Alberich in Wagners Rheingold nachdem er sich den Tarnhelm aufgezogen hat und verschwindet augenblicklich. Auch wenn die Alliteration „Nacht und Nebel“ schon lange vor Wagner bis ins Mittelhochdeutsche hinein verfolgt werden kann (dem Grimmschen Wörterbuch sei Dank!) und auch mit dem Verschwinden assoziativ verknüpft wurde, war es wohl doch, wenn man Rainer Huhle („Nacht und Nebel“ – Mythos und Bedeutung“) folgen mag, Wagners Alberich, der Hitler zu seinem „Nacht-und-Nebel-Erlass“ inspiriert hat. Dieser Erlass, der darauf gerichtet war, Widerständige in den besetzten Gebieten gleichsam bei „Nacht und Nebel“ nach Deutschland zu verschleppen und geheim zu internieren, wurde damit zum Grundstein der verbrecherischen staatlichen Praktik des „Verschwindenlassens“, denn, wie es in dem Erlass heißt: „Eine wirksame und nachhaltige Abschreckung ist nur durch Todesstrafen und Maßnahmen zu erreichen, die die Angehörigen und die Bevölkerung über das Schicksal des Täters im Ungewissen halten.“ Diese Strategie machte sich Frankreich in der „Französischen Doktrin“ im Algerienkrieg in den 50er Jahren zu eigen und wurde dann in den 70ern nach Lateinamerika exportiert, wo die Militärdiktaturen gar reichlich von ihr Gebrauch machten und zehntausende Desaparecidos (span. „Verschwundene“) auf ihr Gewissen luden.

Dieses „Verschwindenlassen“ bei „Nacht und Nebel“ diente dabei nicht nur der psychologischen Folter gegenüber Angehörigen sowie der systematischen Ausschaltung von Öffentlichkeit und öffentlichem Recht, sondern sie sollte gezielt eine Person auslöschen auch wenn sie noch am Leben war. Sinnbild hierfür war die Kennzeichnung solcher Häftlinge in den KZ's mit dem Kürzel „NN“, womit auch ihre Hemden beschriftet waren, was einerseits natürlich für „Nacht und Nebel“ stand, zugleich aber auch für das „Nomen nominandum“, also den einzusetzenden und damit fehlenden Namen, sowie das aus den römischen Formulargesetzen stammende „Numerius Negidius“, also den „Beklagten“. Vor diesem Hintergrund gilt es zu bedenken, dass ein Verschwindenlassen bei Nacht und Nebel von jemandem oder auch nur von etwas sich in eine Tradition stellt, die diesen Jemand oder dieses Etwas vernichten, die Angehörigen psychisch foltern und die Bevölkerung und Öffentlichkeit ausschalten will.

Und die Grille? Sie wird sich in den nebeligen Nächten des Herbstes zurückziehen, um ein Buch über „Politische Sensibilität“ zu verfassen oder zumindest zu ersinnen – Autor: N.N.

# Aberglaube

Aberglaube diene seit jeher dazu, sich Unerklärliches erklärlich und damit kontrollier- und dienstbar zu machen, insofern für dieses Unerklärliche Kräfte eingesetzt werden, die dann via ritueller Handlungen je nach Perspektive Glück oder Unglück verheißen können. Eine Basis für Aberglauben und seine Praktiken lässt sich entsprechend immer dort finden, wo etwas der menschlichen Erkenntnis und/oder Kontrolle entzogen scheint und trotzdem Wirksamkeit in der Welt zeitigt. Der umgehängte Glücksbringer als symbolischer Stellvertreter einer geheimen Macht, die über die Unwägbarkeit des Alltags hinweghilft, ist hierbei wohl das harmloseste wie verbreitetste Beispiel, das sich auch psychologisch recht leicht herleiten lässt, insofern der Glücksbringer, wenn er sich denn einmal bewährt hat, die Erinnerung und die Kontinuität zu einem positiven Ereignis sichert. In einer „entzauberten Welt“ gleichwohl, wie sich die unsere gern kennzeichnet, sollten solche mehr oder minder individualisierten Alltags-Glaubenssysteme eigentlich immer weniger eine Rolle spielen und der aufgeklärte Mensch immer weniger von ihnen unter dem bzw. mit ihnen am Hut haben.

Doch das Gegenteil ist der Fall. Verschwörungstheorien, die der über die Weisen von Zion zum Verwechseln ähneln, finden sich zuhauf in den sozialen Medien, und die Stigmatisierung beispielsweise von Flüchtlingen als krankheits- und unheilbringend erinnert nicht nur an die Hexenverfolgung und diverse Genozide in der Geschichte, sie ist zudem taub gegenüber aller rationaler Widerlegung. Ist ein solcher Aberglaube erst einmal eingespeist in einer facebook- Informationsblase, dann treibt der Algorithmus sein autonomes Spiel und lässt der rationalen Widerlegung gegenüber den massenhaft geteilten Glaubenssätzen keine Chance. Wohin das führen kann, lässt sich sehr gut an der Verfolgung der Rohingya in Myanmar ablesen, die zu einem guten Stück dem facebook-Algorithmus zu verdanken ist. In einer Welt nun, in der jeder fünfte täglich in einer solchen Blase weilt (1,5 Milliarden Menschen nutzen facebook täglich), die durch einen Algorithmus regiert wird, der Nachrichten nach individuellen Bedürfnisprofilen bewertet, ist dem Irrationalismus eine Tür in ein unüberschaubares Zauberland geöffnet, in dem alles möglich wie ebenso gleichgültig ist. Die Macht hinter diesem Land ist gleichwohl höchst real und verfolgt auch ein durch und durch rationales Ziel: Profit.

Und die Grille? Sie löscht genüsslich ihren facebook-Account, widmet sich verschärft der klassischen Methode des Gläserückens und befragt lieber den Geist des Weines.

# Grundlagenforschung

„Wir brauchen mehr Tüftler, also nicht nur Leute, die die Dinge in der Theorie durchdenken, sondern auch solche, die daraus schneller praktische Ergebnisse generieren“, sagte die Bundesbildungsministerin und Ökonomin Anja Karliczek im Sommer (Tagesspiegel, 20.07.2018) und läutete damit eine weitere Verschärfung der Förderung anwendungsorientierter Forschung ein, denn lustige Pflegeroboter lassen sich dem Wähler doch weit besser als sinnvolle Investition verkaufen, als zumeist schwer verständliche und in ihrem Nutzen nicht leicht auslotbare Grundlagenforschung. „Vielen in der Wissenschaft ist gar nicht klar, dass es Leute gibt, für die es eben nicht so selbstverständlich ist, dass wir die Wissenschaft in einem solchen Umfang finanzieren“, sagt sie im selben Atemzug, und mahnt damit die Wissenschaftler, sich mehr an die Öffentlichkeit zu wenden und Wissenschaftskommunikation zu betreiben. Dass dies dem anwendungsbezogenen Tüftler mit seinem staksig laufenden Geländeroboter ebenfalls weit einfacher fallen wird, als dem Physiker die Erklärung des Higgs-Teilchens oder dem Philosophen die von Kants ursprünglich synthetischer Einheit der transzendentalen Apperzeption, liegt auf der Hand. Doch der Marschbefehl heißt nun einmal „Transfer!“ und in Frau Karliczeks lustig bunter Wissenschaftswelt sollten die Universitäten täglich „Tag der offenen Tür“ haben und für die Kleinen und ihre Eltern was zum Anfassen bereitstellen. Und dass die bösen Onkel und Tanten aus dem Elfenbeinturm der Grundlagenforschung und Theorie das Spiel nicht immer mitspielen wollen oder können, weil sie es satt haben, den Menschen in der Manier eines Lesch mit ein paar Bildern den Bären aufzubinden, ein solcher Transfer könne wirklich mehr als Scheinwissen hervorbringen, wird in Zukunft nicht nur mit dem Spielverderberfinger, sondern auch finanziell abgestraft.

Aber müsste man nicht vielmehr umgekehrt fragen, ob das Verständnis für die Finanzierung von Forschung eher getrübt wird, wenn sich die Ergebnisse von jahrelanger Forschung gutbezahlter Wissenschaftler mit ein paar handfesten Metaphern erläutern lassen? Ist das Scheinwissen des Wissenschaftstransfers nicht ebenso ein Gegner der Wissenschaft wie Fake News Gegner echter Information sind? Sollte den Elfenbeintürmen nicht vielmehr die Ruhe und Würde zuteilwerden, die es braucht, um wirklich grundlegend (neue) Forschung zu betreiben?

Und die Grille? Sie baut ihren Turm lieber negativ in den Boden, um den Dingen von dort aus an die Wurzel zu gehen – schließlich braucht es mehr freie Radikale denn zahme Tüftler!

2019



# Zensur

Anmerkung der Redaktion: Nach einer online-Vorabveröffentlichung der aktuellen Grille zum Thema „Zensur“ ging eine solche Flut an Kommentaren ein, dass sich die Redaktion in Absprache mit der Grille dazu entschlossen hat, hier statt der Grille eine repräsentative Auswahl aus den über 400 Kommentaren zu dokumentieren (Orthographie und Interpunktion wurden angepasst). Wir bitten um Verständnis.

„schneemann35“ schrieb: „Grille du [\*zensiert\*] [Anmerkung der Grille: „elendes Dreckslügenmaul“ hätte man nicht zensieren müssen], dass man Leuten wie dir erlaubt, hier unzensiert deine Lügen und unerträglichen Meinungen zu verbreiten, zeigt mal wieder, wie es um die Presse in diesem Land steht. Das sind doch alles [\*zensiert\*].“ +++ „sonderwilli5“ schrieb: „Das war ja mal wieder klar, dass dieses widerliche Insekt sich an Erdoğan vergreift und ihm autokratische Zensur vorwirft, die letztlich irrational sei und ihr einzig rationaler Kern die Erhaltung von Macht und Herrschaft. Man kann über Erdoğan denken was man will, aber er würde auf alle Fälle solchen Falschmeldern und linken Schmierfinken wie Dir, Grille, aus welchen Gründen auch immer das Maul stopfen, oder besser [\*zensiert\*].“ +++ „wolfsschanze88“ schrieb: „Ha, dass ich nicht lache – demokratische Zensur halte sich im Unterschied zu autokratischer an mehrheitlich anerkannte Verfassungsgrundsätze und sei dadurch legitimiert – ich [\*zensiert\*] auf diese Verfassung, die sowieso immer nur denen da oben die Taschen vollmacht. Wenn ich was zu sagen hätte, würde ich Euch alle mitsamt Eurer Verfassung [\*zensiert\*].“ +++ „bärchen222“ schrieb: „Ich finde das total blöd, dass ihr so über das Internet herzieht und mir Bibi und Co wegnehmen wollt [Anm. der Redaktion: Davon war im Artikel nie die Rede] Ihr versteht überhaupt nichts und wollt mir doch immer nur alles kaputt machen.“ +++ „torhammer18“ schrieb: „Ja ja, da hat die Lügenpresse mal wieder ihren treuesten Lügenschmierer herausgeholt und ihn wie immer grundlos über facebook hetzen lassen. Individualautokratische Selbstzensur nennt dieser linksakademische [\*zensiert\*], dass ich über facebook endlich mal nicht nur dieses Lügenpack hören muss, sondern wirkliche Informationen bekomme. Seit ich facebook habe, sehe ich eine ganz andere Welt, die ihr mir verschweigen wollt.“ +++ „bernd164“ schrieb: „Ich verpass Dir mal ein bisschen richtige Erinnerungskultur, Grille: Weißt Du, was man damals mit Leuten wie Dir ganz zurecht gemacht hätte? – Nein? Dann sage ich es Dir: [\*zensiert\*].“

# Opfer

„Hey, Du Opfer!“, schallt es einem fast täglich irgendwo in einer Tram aus dem Mund eines pubertierenden Backfischgesichtes entgegen, womit zumeist ein ebensolches gemeint ist, um ihm zu verstehen zu geben, dass es in der Peergroup oder überhaupt die Rolle des Verlierers innehat. Ohne es auch nur annähernd zu ahnen, geben diese Jugendmünder mit diesem unterirdischen Schimpfwort recht adäquat wieder, was unsere gesellschaftliche Realität im Kern kennzeichnet. Seit der neoliberalen Umwertung der Werte von einem System sozialer Sicherung zu einem Zwangssystem des „Forderns und Förderns“ ist der Verlierer von vornherein der, der seine Eigenleistung verweigert, das Spiel des „Forderns und Förderns“ nicht mitspielt und deshalb des Schimpfes und der Schande wert ist. Schuld ist der Verlierer auf alle Fälle immer nur selbst, auch wenn er vielleicht Opfer einer problematischen Sozialisation bzw. prekärer familiärer und ökonomischer Bedingungen ist, die er selbstredend nie in der Hand hatte. Der neoliberale Doublebind, selbst Schuld zu übernehmen für Bedingungen, die man nicht ändern kann, steigert sich im Verlierer dahingehend noch, dass er den Gram der Anderen über diese schizophrene Situation auch noch auf sich zieht und selbst zu verantworten hat, schließlich hätte er das „Fordern und Fördern“ doch besser annehmen können... Was für ein Opfer!

Schon in frühesten Kulturen zwar gehörte das Opfern von Tieren und zuweilen auch Menschen zum Grundbestand religiöser Rituale, womit die Götter besänftigt und die Situation der in diese Gemeinschaft eingebundenen Menschen stabilisiert oder verbessert werden sollte. Das Opfer war jedoch nicht nur mit einem klaren Zweck verbunden, sondern ihm kam innerhalb der Gemeinschaft auch eine besondere Bedeutung zu. Selbst der als Materialist aus religiösen Bezügen befreite „rote Held“ Ernst Blochs (vgl. Das Prinzip Hoffnung, 1379f.) opfert sich auf den Schlachtfeldern des Klassenkampfes mit dem Zweck der Verwirklichung einer Idee, was zwar für Bloch „ein Novum gegen den Tod“ (ebd., 1380) darstellt, jedoch im Hinblick auf die Sinnhaftigkeit des Opfers durchaus eine Kontinuität aufweist. Der „Verlierer“ unserer Gegenwart als neoliberales Opfer par excellence hingegen opfert sich für eine Gesellschaft, die ihn längst ausgestoßen hat und ihn dafür, dass er als Außenstehender ihr Fortleben ermöglicht, noch beschimpft. Kulturgeschichtlich ist das eine neue Form des Opfers – ohne Sinn, ohne Zweck.

Und die Grille? Sie opfert ungebrochen ganz klassisch mit reichen Nahrungsgaben den Göttern der Weisheit, gleichwohl – und hierin modern – in ihren irdischen Manifestationen.

# Eltern

„Eltern werden ist nicht schwer, Eltern sein dagegen sehr“, lautet ein bekanntes Sprichwort, das zumindest in seinem zweiten Satzteil kaum jemals so sehr zutraf wie heute. Nicht nur die Unmenge an jährlich den Buchmarkt überschwemmender halbseidener Beratungsliteratur gibt eine Befindlichkeit in jenem Betätigungsfeld kund, die man schlicht in ein Wort fassen kann: Unsicherheit. Dieses Gespann aus Unsicherheit und Rezeptvielfalt vermittelt zuweilen den Anschein, als handele es sich bei der Erziehung von Kindern um so etwas wie die Zubereitung einer Bouillabaisse, für die es zwar viele Rezepte gäbe, wovon man sich aber für eines zu entscheiden habe, statt sie je nach vorhandenen Zutaten je spezifisch abzuschmecken, wofür man sich jedoch auf die Spezifität derselben allererst einlassen müsste.

Dieses Einlassen scheint zudem in umfänglichem Grade abhandengekommen zu sein, changiert elterliches Verhalten heute doch nur allzu oft zwischen den Polen der Gleichgültigkeit und Überbehütung. So steht einem falsch verstandenem laissez-faire-Prinzip auf der einen Seite der helikopterförmige Förder- und Kontroll-Zwang auf der anderen entgegen, wobei beide – recht betrachtet – in derselben Problematik gründen: der Unfähigkeit, sich wirklich auf die Kinder einzulassen und in Beziehung mit ihnen zu treten. Entsprechend entlarvt sich der Hinweis auf das laissez-faire-Prinzip als die Scheu davor, einen Konflikt mit den Kindern auszutragen; und das Bemühen (oder der Zwang), das Kind durch Förderung bestmöglich auf die Anforderungen der Zukunft vorzubereiten, gründet zumeist mehr in den Wünschen und Vorstellungen der Eltern als denen der Kinder. Gerade letzterer Pol ist häufig auch gepaart mit dem Verlust an Vertrauen in staatliche Bildungs- und Erziehungsinstitutionen, insofern man die Zukunft der Kinder lieber selbst in die Hand nehmen möchte und wohlfeil sich mit den Kindern in „freundschaftlichem Pakt“ gegen Lehrer und Erziehungspersonen verbündet. Dass es sich dabei weniger um Freundschaft (die es ohne Verkennung der Elternrolle zwischen Eltern und Kindern sowieso nicht geben kann) als vielmehr Eigeninteresse handelt, liegt gleichermaßen auf der Hand wie die Tatsache, dass damit die Autorität der Profis sowie die elterliche Autorität und ihre mimetischen Potentiale untergraben werden – die Folgen zeitigen sich täglich allenthalben in konfliktscheuer Anpasstheit und haltloser Sozialpathologie auf Seiten der Kinder. Und die Grille? Sie liest mit wachsender Begeisterung Platons Politeia und fragt sich immer öfter, ob unsere Kinder nicht doch besser bei Profis als bei elterlichen Laien aufgehoben wären.

# Bauhaus

„Es gibt keinen Wesensunterschied zwischen dem Künstler und dem Handwerker. Der Künstler ist eine Steigerung des Handwerkers. Gnade des Himmels läßt in seltenen Lichtmomenten, die jenseits seines Willens stehen, unbewußt Kunst aus dem Werk seiner Hand erblühen, die Grundlage des Werkmäßigen aber ist unerläßlich für jeden Künstler. Dort ist der Urquell des schöpferischen Gestaltens“, schreibt Walter Gropius vor exakt 100 Jahren in seinem Bauhaus-Manifest, worin sich unmissverständlich kundtut, welche Ferne ein Jahrhundert zeitigen kann. Nicht etwa wegen der Bindung von Kunst an das Handwerk, die sich spätestens mit der Konzept-Kunst der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts als problematisch erwiesen hat, sondern vor allem wegen der Fokussierung des Handwerks selbst, dessen Sterben allseits verkündet wird. Zwar deutete sich der Niedergang desselben schon im Verlauf des letzten Jahrhunderts durch die zunehmende Industrialisierung aller Produktions- und Lebensbereiche an, jedoch scheint der letzte Dolchstoß erst im Zeitalter der Industrie 4.0 zu erfolgen, in dem in industriellen Druckverfahren gefertigte Unikate ebenso in Aussicht stehen wie die Ersetzung der Hand durch mechanische Robotergreifarme, aus denen keineswegs mehr „Lichtmomente ... unbewußt ... erblühen“ können.

Diese Lichtmomente entstehen (wenn überhaupt) virtuell am Rechner, also fortschreitend nur noch am Modell und nicht mehr im Werk selbst, nicht aus dem Material. Aber auch der durch die Vielgestaltigkeit der Materialien begründeten Vielfalt der Künste, die sich nach Gropius' Idee in einem Werk (dem „Bau“) zu vereinigen haben, scheint der Grabstein schon gemeißelt zu sein, ist das Material in seiner virtuellen Gestalt und seiner weitgehend in Software standardisierten Bearbeitungsform derart homogenisiert, dass intermaterielle „Lichtmomente“ zwischen den Künsten wohl kaum noch aufleuchten werden. Es sei denn, es erhalten sich Inseln fernab der von industrieller Mechanik durchwebten Wirklichkeit, auf denen dem Werk der Hand noch ein Spielraum gewährt wird. Damit wäre aber das Licht ebenso aus dem Alltag verbannt, wie dies schon für die Muse des Aristoteles galt, was aber dem Bauhaus keineswegs entsprechen würde, dessen „Bau“ ja vielmehr in der Mitte der Gesellschaft zu errichten wäre. Bauhaus ade!?

Und die Grille? Sie klöppelt ungebrochen per Hand an ihrem Sonnensegel und hofft bisher vergebens auf die Gnade, dass die Lichtmomente nicht nur durch die Löcher desselben einfallen.

# Terror

Laut UN-Resolution 1566 werden unter Terrorismus „Straftaten, namentlich auch gegen Zivilpersonen“, verstanden, „die mit der Absicht begangen werden, den Tod oder schwere Körperverletzungen zu verursachen, oder Geiselnahmen, die mit dem Ziel begangen werden, die ganze Bevölkerung, eine Gruppe von Personen oder einzelne Personen in Angst und Schrecken zu versetzen, eine Bevölkerung einzuschüchtern oder eine Regierung oder eine internationale Organisation zu einem Tun oder Unterlassen zu nötigen“. Diese Definition, die sich allseitiger Anerkennung erfreut, ist nun zugleich weidlich abstrakt, fallen unter sie dem Buchstaben nach terroristische Anschläge unterschiedlichster ideologischer Herkunft ebenso wie staatlich legitimierte militärische Interventionen aller couleur, die dem Völkerrecht widersprechen, oder auch Polizeieinsätze, die es mit dem geltenden Gesetz nicht ganz so genau nehmen. Ein Grund für diese Abstraktheit liegt sicher auch darin, dass in dieser Definition nur die Mittel beschrieben sind und die Zwecke ausgespart wurden.

Auch wenn die Grille Gewalt als Mittel von Grund auf verachtet, wäre es doch zu undifferenziert, unter Auslassung der Zwecke und Ziele gleich alles in einen Sack zu stecken. Günther Anders' Eintreten für gewaltsamen Widerstand gegen die Atomkraft in den späten 1980er Jahren begründete er damals so: „Ziel darf Gewalt für uns niemals sein. Aber daß Gewalt – wenn mit ihrer Hilfe Gewaltlosigkeit durchgesetzt werden soll und nur mit ihrer Hilfe durchgesetzt werden kann – unsere Methode sein muß, das ist wohl nicht bestreitbar“ (Gewalt – Ja oder Nein, 1987, 25) Dem könnte gut Adornos Wort von 1969 entgegengehalten werden: „Entweder die Menschheit verzichtet auf das Gleich um Gleich der Gewalt, oder die vermeintlich radikale politische Praxis erneuert das alte Entsetzen“ (Marginalien zu Theorie und Praxis), was wiederum zurecht die abstrakte Trennung von Mittel und Zweck anklagt. Aber trotzdem ist die Differenz zu denen, die ein schändliches Mittel auch noch zu schändlichen Zwecken einsetzen, nicht ganz unter den Tisch zu kehren.

Und die Grille? Sie schaut derzeit kopfschüttelnd auf die tausendfache unterlassene Hilfeleistung mit Todesfolge im Mittelmeer und fragt sich, wie man das wohl nennen sollte...

# Wein

„Durch die Trockenheit waren die Weinplänzchen gezwungen tief in den Boden zu wurzeln, um an Feuchtigkeit zu kommen – dies hat sie wohl stark gemacht“, erklärt sich die nordhessische Winzerin Lilo-Charlott Fulling auf [weinberg-nordhessen.de](http://weinberg-nordhessen.de) die unerwartet gute Ernte im letzten Supertrockensommer, die nicht nur im jungen Weinparadies Nordhessen selten üppig ausfiel. Mit Wurzelwerk, das über 15 Meter in den Boden reichen kann, ist der Wein wohl auch mit weitem Abstand diejenige Pflanze, die mit der exponentiell anwachsenden Trockenheit am produktivsten klarkommt. Ganz im Unterschied zur heimischen Fichte, die als Flachwurzler aktuell eher horizontal unsere Wälder bevölkert. „Noch zwei, drei solche Hitzesommer und Trockenjahre wie im Jahr 2018 und wir werden den Schwarzwald nicht wiedererkennen“, bringt es BUND-Geschäftsführer Axel Mayer auf den Punkt und meint mit dem Schwarzwald, dem deutschesten aller deutschen Wälder, alle anderen deutschen Wälder natürlich zugleich mit. Aber wenn wir die Wälder bald sowieso nicht wiedererkennen – warum sie dann nicht gleich neugestalten, und zwar mit Tief- statt Flachwurzlern – also mit Wein!?

Mal angenommen, es würden alle Fichten-Monokulturflächen mit Wein statt mit solchen Flachwurzlern bepflanzt und zugleich die Mischwaldstreifen um diese Fichtenmonokulturblöcke erhalten, dann hätten die Wanderer immer noch ihren Wald und die wirtschaftlich genutzten Flächen wären mit klimatisch angepassten Pflanzen bebaut. Doch was machen mit so viel Wein? Mit einer extrem preiswerten Abgabe der staatlichen Erträge könnte beispielsweise die PKW-Maut ausgeglichen werden (das wird ja wohl erlaubt sein...), und durch den massiv ansteigenden Konsum würde entsprechend auch weniger gefahren und mehr gefeiert. Und die vielen privaten Flächen? Hmmm? Sagte nicht schon 1925 Henry Ford der „New York Times“: „Der Treibstoff der Zukunft wird aus Früchten kommen wie Rhus an den Straßen, oder von Äpfeln, Gräsern oder Sägemehl – von fast allem eben“, also auch Wein!? Warum nicht rheinhessischen Riesling tanken – ins Auto, in die Heizung usw. – das riecht besser, ist nachwachsender Rohstoff und klimastabil eben auch. Die Bundesministerin für Bildung und Forschung, Anja Karliczek, sucht nach Innovationen für den Klimaschutz (BMBF, 26.06.2019) – hier ist eine: Wein statt Wald!

Und die Grille? Sie sitzt mit stolz geschwellter Brust auf einem Fichtenstapel am Rande eines Holzweges und trinkt ein Gläschen Bacchus auf diese berauschede Lösung des Klimaproblems.

# Jagd

„Den wirklich alten Hirsch in der Brunft zu strecken, gleicht nicht selten einem Glücksspiel. Es gibt jedoch Möglichkeiten, auch reife Recken zu verführen“, schreibt das Portal „jagderleben“ am 10.09.2017 unter der Überschrift „Hirschbrunft: Verführte Recken“ und vermittelt dem Uneingeweihten den Eindruck, beim Jagdgeschehen im herbstlichen Walde handele es sich um die unheilige Allianz zwischen Bandenkriegsabenteurer, Pokerkeller und Rotlichtmilieu. Und der Fortlauf des Textes scheint den Eindruck noch zu erhärten, wenn sich der Recke „mit einem brunftigen Stück lieber in den schützenden Einstand verzogen“ habe und nur dann „wenn auch wirklich hochbrunftige Stücke beim Rudel“ stünden, es gelänge, ihn „an Ort und Stelle zu halten und ein Wegziehen hinauszuzögern“. Manchmal glücke es aber auch „ihm die Kugel bereits vom Ansitz am Brunftplatz aus anzutragen, wenn er abends noch bei ausreichendem Büchsenlicht hinter dem Kahlwild erscheint oder morgens erst verspätet einzieht“, wobei es allerdings völlig unsinnig wäre, ihn „bereits bei Dunkelheit anrufen zu wollen. Steht er dann nämlich zu, sieht man ziemlich hilflos aus und kann eigentlich nur darauf warten, dass er einen umschlägt, dann zwangsläufig in den Wind kommt und schreckend abspringt.“

Wie die Straße, so hat auch die Jagd ihre eigene Sprache, und beiden ist es keineswegs fremd, wenn Signifikant und Signifikat, also Bezeichnendes und Bezeichnetes, zuweilen nur noch recht verzerrte Beziehungen eingehen. Wenn Kugeln „angetragen“ werden, so klingt dies zunächst mehr nach sommerlich erfrischendem Eisbecher-Idyll, als nach einem nicht selten blutigen Erschießen eines Tieres. Und letzteres steht eben auch im Vordergrund, wenn der Recke bei den „hochbrunftigen Stücken“ gehalten wird und ein Knall „lange vor Tau und Tag“ dem herbstlichen Liebeszauber ein jähes Ende bereitet. Etwas offenkundiger bringt es „saar\_jaeger“ auf der „jagderleben socialwall“ zum Ausdruck, wenn er ganz ohne Jägerlatein (so etwas wie Seemannsgarn) sein jüngst erlegtes altes Wildschwein feiert, das „aufgebrochen“ (nach Entfernen der innere Organe) „89 kg“ auf die Waage brächte und dann fortfährt: „auf 40 meter schußdistanz blieb das projektile am schulterblatt stecken“, was eben deutlicher vor Augen führt, dass dieses „Antragen der Kugel“ für den Keiler wahrlich kein Zucker- oder Eisschlecken darstellte. Auch die Sprache erfordert „ausreichendes Büchsenlicht“, damit sie treffen kann.

Und die Grille? Sie beschränkt sich lieber auf ein tägliches Schüsseltreiben und bemüht sich fortschreitend, Signifikanten und Signifikate einander verführen zu lassen – Waidmanns Heil!?

# Retro

„Die 80er Jahre tun nicht mehr weh“, titelte jüngst ein Artikel in der Süddeutschen Zeitung (SZ, 31.10.2019) und gibt dann nachstehend kund, dass bis auf die Haarschnitte (dem Herrgott sei Dank!) in Sachen Mode wieder alles geht, was die 80er so zu bieten hatten. Und auch die Neue Deutsche Welle parkt sich mittlerweile wieder gut auf einer Playlist, nachdem die jugendlichen Ohren mit Autotune-verseuchtem Deutsch-Rap-Kitsch solchermaßen vernebelt wurden, dass der Refrain „Ich will Spaß“ eines Markus nicht mehr nur als wohltuende Aufforderung, schnellstens zu einem anderen Song zu wechseln, aufgefasst wird, sondern offenbar selbst wieder Spaß bereiten kann – warum auch immer?! Ohne sich jetzt in zynischen Stilkritiktiraden zu ergehen, will die Grille lieber schnellstens die langen Hallfahnen diese Zeit ausklingen lassen und sich der Frage zuwenden, was es eigentlich mit diesen Retrowellen auf sich hat, denn die Theorie, die in besagtem Artikel erhalten muss, dass Topdesigner während des Höhepunkts ihres Schaffens (zwischen 35 und 45 Jahren) ihre Jugenderinnerungen aufgreifen, mutet nun doch ein wenig fadenscheinig und dürftig an.

Gleicht diese „ewige Wiederkunft“ (Nietzsche) der Retrowellen nicht dem Los des Sisyphus, der – modern gewendet – den Rubel erst den Berg hinaufrollen muss, bis er wieder von selbst an Fahrt gewinnt? Und geht die Absurdität des Ganzen wirklich so weit, dass man lediglich warten muss, bis die nächste Retrowelle, oder gar –lawine den Berg herunterschnellt – ein Warten mithin, das keine klaren Vorhersagen ermöglicht, da die Gipfel in Nebel gehüllt sind? Und können politische Retrowellen auch 90-Jahres-Zyklen haben und angesichts der Gipfelhöhe besonders rasant und zerstörerisch sein? Gleichwohl: Bleibt wirklich alles gleich? Ist nicht immer noch, wenn auch allzu leise, ein Warten zu verzeichnen, das eines ist, auf das, was kommt, und nicht auf das, was längst schon war? Was, wenn sich irgendwo doch eine Hochebene abzeichnet, die jenseits des Gipfelnebels eine Sonne offenbart, unter der ein jeder seine „Heimat“ (Bloch) finden kann? Die Retrowellen sind ein guter Kompass, wo die Wege zu dieser Ebene nicht zu finden sind, weshalb es gilt, zwischen ihnen weiter nach Neuland zu suchen und die entgegentretenden Wellen möglichst so einzudämmen, dass sie einen nicht mit sich reißen.

Und die Grille? Sie holt den alten Wehrmachtshelm vom Speicher, pflanzt einen hübschen Apfel-Bonsai hinein und stellt ihn flugs auf ebay – Angebotsende: Oktober 2021 – 3,2,1...



# Fantasie

„3D-Puzzle für Kinder schenken – Spielerisch Fantasie fördern und lernen“, lautet die Überschrift eines Kurzartikels auf verschenke-mich.de, der für ein 3D-Puzzle-Disney-Schloss wirbt, dessen Wände komplett von diversen Disney-Märchenfiguren übersät sind. Im Artikel ist gleichwohl von Fantasie nicht mehr die Rede (wie auch!?), sondern von Kindern, „die sich erst in Geduld und Ausdauer üben müssen“, was „gerade jüngeren Kids besonders schwer“ falle und „entsprechend gefördert werden“ solle (ebd.). Fantasie, Geduld, Ausdauer, Schwerfallen? Irgendetwas scheint hier nicht hineinzugehören, zumal bei diesem Schloss wirklich alles getan wurde, um den freien Lauf der Fantasie in seine Schranken zu weisen, damit er der Abrichtung auf die Kernkompetenzen Geduld und Ausdauer nicht mehr im Wege steht. Oder gibt diese Miszelle vielleicht doch ganz adäquat kund, was aus der Fantasie geworden ist? Geht es in ihr nur noch darum, die festgeformten Teile der Realität so zusammzusetzen, dass am Schluss die Lösung ihrer einzig möglichen Form herauskommt, so dass der vollendete Sachzwang den Plural von Möglichkeit von vornherein blockiert? Das wäre weder frei noch Spiel – und Fantasie höchstens in der umkehrenden Perversion der „objektiven“ Blochs, der 1938 schrieb: „das Eigentliche der Welt ist noch nicht heraus. Vermittelte Antizipation und Objektive Phantasie geben uns und dem Weltprozeß das plus ultra des Heimkommens seiner Ausdrucksgestalten, Auszugsgestalten; – Objektive Phantasie ist das Organ realer Möglichkeit.“ Das Schloss, das Bloch hier entsprechend vorschweben würde, wäre weder ein bloßes Luftschloss, das an der Realität sofort zerplatzt, noch, oder besser: noch weniger das beschriebene Disney-Schloss, in das trotz exzessiver Märchen-Kitsch-Bemalung das Schlechte der Realität bereits eingeschrieben ist. Nein, ein Schloss im Sinne Blochs wäre eines, das allererst zu entwerfen wäre; das keinen Wehrgang mit Zinnen benötigte, die vor feindlichen Angriffen schützen, weil hier ein jeder zuhause wäre; es bräuchte auch kein stählernes Fallgitter am Eingang, weil alle nach Belieben ein und ausgehen könnten; es hätte auch keinen Folterkerker, in dem Gehorsam oder Kernkompetenzen erzwungen werden; es hätte vermutlich gar keine Mauern... – Es lohnt, nicht nur in der Zwischenzeit in solche Zwischenwelten auszuziehen.

Und die Grille? Sie hält auch zum neuen Jahr ungebrochen an der Hoffnung fest, dass alles besser wird, auch wenn sie bisher zuallermeist nur eines Besseren belehrt wurde...

2020

# Freiheit

„Freiheit“ ist wohl einer der meist verdrehten, gedehnten, verzerrten und missdeuteten Begriffe überhaupt, weshalb sich die Grille angesichts dieser Folterkammer begrifflicher Ausdeutung wahrlich die Frage stellt, wie es um die Freiheit des Begriffs der „Freiheit“ selbst eigentlich bestellt ist. Kann es eigentlich legitim sein, dass deren schlechteste Form, die Willkür also, sich auch auf deren Bestimmung und Auslegung selbst bezieht? Wenn ja, würde sich Freiheit in beliebiger Weise bestimmen lassen (was der Realität nicht ganz fern zu sein scheint), hätte damit aber gar keinen bestimmten Gehalt, wäre völlig unbestimmt und leer – ein Nichts also. Die bloße Willkür, es mal so und dann wieder anders zu tun, eignet sich somit weder zur Bestimmung der Freiheit noch zur Freiheit selbst.

Doch wie sähe es umgekehrt aus, wenn der Begriff der Freiheit absolut festgelegt und unverrückbar wäre, es also nur diese eine eiserne Freiheit in der einzig wahren Bestimmung gäbe? Hätte sie nicht gerade dann an dem Punkt ihrer eigenen Bestimmung ihre schärfste Grenze, insofern es in Bezug auf die Bestimmung der Freiheit gar keine Freiheit mehr gäbe? Und inwiefern könnte diese einzig wahre Bestimmung dann überhaupt noch etwas mit Freiheit zu tun haben, wenn sie von vornherein die Freiheit anderer möglicher Bestimmungen ausschließen würde – wäre das nicht vielmehr Notwendigkeit und eben gar keine Freiheit mehr, womit die Freiheit zwar nicht mehr unter Folter, wohl aber in Ketten läge?

Doch fragt sich weiter, ob eine Freiheit, die auch in der Bestimmung der Freiheit frei wäre, dieser Bestimmung nicht notwendig immer schon vorausgehen muss und entsprechend in diesem Vorauszugang aber zugleich noch völlig unbestimmt wäre, da sie erst in dieser Bestimmung zu etwas Bestimmten wird? Insofern wäre Freiheit immer nur dann am Werke, wenn sie weder als unbestimmt noch als notwendig bestimmt, sondern wenn sie noch nicht bestimmt ist, eine Bestimmung allererst hervorbringt, also sich selbst erst aus der Wiege hebt, wie auch immer sie dann ausschaut und wie auch immer sie dann verdreht, verzerrt und geknebelt wird – so dass man am Ende frei nach Rousseau sagen könnte. „Die Freiheit ist frei geboren und überall liegt sie in Ketten.“

Und die Grille? Ihr ist ganz flau zumute angesichts dieser Bestimmungskreisel und weiß sich keinen besseren Rat, als es an jede Wand zu sprühen: „Freiheit für die Freiheit!“

# Telefon

Der Telegraph löste den Brief ab, weil er schneller war. Das Telefon löste den Telegraphen ab, weil mit ihm direkte sprachliche Kommunikation möglich wurde. Der CB-Funk als Zwitter zwischen Telefon und Telegraphen ließ zwar nur unidirektionale sprachliche Kommunikation zu, war jedoch dafür ortsunabhängig. Das Mobiltelefon ermöglichte dann die ortsunabhängige direkte sprachliche Kommunikation und wurde schließlich vom Smartphone abgelöst, das mit der Möglichkeit der Bildtelefonie den Abschluss dieser kurzen Skizze einer Geschichte der Fernkommunikationsmittel bildet. Ein steter und logischer Fortschritt also, sollte man meinen – wäre da nicht die seltsame Änderung des Kommunikationsbedürfnisses der Nutzer dieser Mittel, die das Ende dieser sauberen Fortschrittsgeschichte kurzerhand versemmt.

Obwohl mit der Einführung des Smartphones ein schier exponentielles Wachstum an Bild- und Videomaterial zu verzeichnen ist, fristet die Bildtelefonie als revolutionäre technische Errungenschaft des Smartphones ein völlig verwaistes und vernachlässigtes Dasein. Stattdessen bedienen sich die smarten Mobile-Nutzer entweder einer etwas komfortableren Version des Telegraphen, die einem portablen Fernschreiber vergleichbar ist, um sich via SMS oder Messengerdiensten unidirektionale schriftliche Nachrichten zu übermitteln. Oder sie nutzen stattdessen eine aktualisierte Version des CB-Funks, die sich als unidirektionale Sprachnachricht im jeweilige Messengerdienst als Funktion findet. Dieses Prachtexemplar eines Anachronismus gründet wohl (wenn man den entsprechenden Studien glauben darf) in einer Änderung des Kommunikationsbedürfnisses, aus dem gerade das, was Kommunikation im Kern auszeichnet, die Gemeinschaft (lat. *communio*), fortschreitend getilgt sich zeigt. Die Scheu vor der direkten Gemeinschaft mit dem Kommunikationspartner, vor einem aktuellen Rede-und-Antwort-stehen, ja dem unmittelbaren „Ver-antwortet-Sein“ im direkten kommunikativen Geschehen verweist auf eine hintergründige Gegenläufigkeit der aktuellen technischen Entwicklung: Die Isolation, die das Smartphone ermöglicht, insofern die Welt jedem in der Hand gespielt wird, bildet zugleich einen Habitus der Isolation beim Nutzer aus, der sie kommunikations- und damit weltlos werden lässt.

Und die Grille? Sie nutzt ihr Smartphone zumeist dafür, sich unter 0180-4100100 die Zeit ansagen zu lassen, um ihre Funkuhr genau einzustellen. Schon probiert? Kostet mobil nur 42c!

Corona-ENDE